

5 Antikulturalismus und Antinaturalismus

Politisierte Freiraumplanung

Die Idee, Naturschutz und alltägliche Nutzung zu verbinden, sei es in angelegten Freiräumen, sei es auf Brachen, ist nicht neu. Das angesichts des Akzeptanzdefizits des Naturschutz von Radkau geforderte, an den Bedürfnissen der Menschen orientierte »soziale Naturideal«¹ wurde daher in diesem Buch zunächst als Tradition des Naturschutzes im weiteren Sinne als gestaltender Heimatschutz rekonstruiert. Anschließend wurde gezeigt, dass diese Tradition durch die Rolle des Heimatschutzes im Nationalsozialismus politisch belastet ist. Mit dieser Geschichte wird im Fach auf verschiedene Art umgegangen, in allen bisher behandelten Fällen ist es eine *Strategie der Verdrängung*: Der Naturschutz im engeren Sinne versucht sich auf angeblich wertfreie ökologische Grundlagen zu stützen und propagiert in letzter Konsequenz den Schutz von Wildnis als menschenleere Gebiete, die der Natur überlassen werden. Die Landschaftsarchitektur hingegen bezieht sich auf die Stadt als Ort von weltoffener Kultur und Demokratie. Durch den Import einer scheinbar politisch unverfänglichen amerikanischen Landschaftstheorie erhofft man sich eine neue zivilisationsoffene Fundierung des Fachs, doch zeigt sich, dass man auch durch den vermeintlich neuen Landschaftsbegriff auf die eigenen Denktraditionen zurückgeworfen wird, denen man zu entkommen versuchte. Das humanistisch-konservative Ideal einer harmonisch-organischen Einheit von ›Land und Leuten‹ erweist sich trotz des Versuchs seiner Negation als hartnäckiger paradigmatischer Kern der Landschaftsgestaltung.

Die besondere Bedeutung alltäglicher Nutzungen in Jacksons Theorie resultiert aus seinem ursprünglichen geografischen Ansatz, demzufolge landschaftlicher Charakter aus der Entwicklung natürlicher Potenziale seitens siedelnder Völker entsteht. Dadurch entstehen Räume, in denen seiner Interpretation nach in amerikanischer Form die antike Tradition von *cultura* als pflegliche, d.h. charakteristische Bebauung und Besiedelung der Erde weitergeführt wird. Dieser Bedeutungshof wird wie im Heimatschutz über die ehemals agrarischen Nutzungen hinaus auf zivilisatorische Kontexte ausgeweitet. Für die deutsche Diskussion ist Jacksons

1 Vgl. Kap. 1.2.

Anerkennung der Zivilisation besonders bedeutsam, weil im Sinne der Ausbildung einer urbanen Bürgerschaft, der *civitas* bzw. *civilitas*, symbolisiert durch eine urban-industrielle Kulturlandschaft, der weltanschauliche Abstand zu völkischen Theorien der Landnutzung markiert werden soll. Die Stadt, altindustrielle Räume und die so genannte Zwischenstadt werden zum bevorzugten Gestaltungsobjekt der Landschaftsarchitektur. Indem man sich vom Land abwendet, soll die Einbindung in eine moderne demokratische Gesellschaft vollzogen werden. In Bezug auf ihre Methoden bleibt sie aber einem künstlerischen Aufgabenverständnis verbunden, das die Landschaftsarchitektur zur Sinnstifterin und Hüterin »eigentlicher Kultur« erhebt und in deutlichem Widerspruch zu den Erfordernissen demokratischer Transparenz steht.

Gegenüber dieser rein auf das Gestaltungsobjekt bezogenen *symbolischen Demokratisierung* wird von der Freiraumplanung der »materielle« Nutzungsbezug von Planung als Basis einer demokratischen Legitimation hervorgehoben. Dass hier von *Planung* die Rede ist und nicht von Gestaltung, ist Programm. Die Freiraumplanung bildete sich in Deutschland seit den 1970er Jahren in der kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte des Fachs heraus. Dieser Ansatz grenzt sich sowohl gegen naturalistische als auch gegen kulturalistische Deutungen des Verhältnisses von Mensch und Natur ab, weil beiden unterstellt wird, nicht nur die Lehren aus der Geschichte zu verdrängen, sondern letztlich auch ein undemokratisches Planungsverständnis zu vertreten. Dieser Vorwurf betrifft sowohl den Naturschutz mit seiner staatlich organisierten Politik »von oben« als auch die Landschaftsarchitektur wegen ihres elitären Gestaltungsverständnisses. Insbesondere lehnt man jede Form von metaphysischer Begründung von Planung ab und will sie zurück auf den Boden der materiellen Tatsachen holen. Daher sollen als Grundlage planerischer Entscheidungen entweder die *Sozialwissenschaften* empirisches Wissen über die gesellschaftlichen Verhältnisse erschließen, wie in der sozialwissenschaftlich orientierten Hannoveraner Variante der Freiraumplanung, oder aber die *Vegetationskunde* die Interpretation von Standortpotenzialen sowie von Nutzungs- und Pflegespuren in Freiräumen ermöglichen, wie in der Kasseler Schule. Letztlich soll Gesellschaftspolitik mit den Mitteln der angewandten Ökologie gemacht werden, ohne jedoch, wie häufig im Naturschutz, in einem naturalistischen Fehlschluss Werte aus der Natur ableiten zu wollen, obwohl in der Kasseler Variante eine ökologische Wissenschaft als methodische Basis gilt. Um die weltanschauliche Distanz zu Naturschutz und Landschaftsplanung sowie zur Landschaftsarchitektur zu demonstrieren, bezieht sich die Freiraumplanung bewusst nicht mehr auf die Landschaft als Symbol einer Einheit von »Land und Leuten«, sondern pragmatisch auf Räume, die von Bebauung frei sind, sei es in der Stadt oder auf dem Land. Beide Ausrichtungen der Freiraumplanung nehmen kaum Bezug aufeinander. Sie sollen im Folgenden dargestellt

werden, wobei die Freiraumplanung nach Hannoveraner Muster in einer früheren Publikation schon ausführlich erörtert wurde (vgl. Körner 2001b, Kap. 5).²

5.1 Sozialwissenschaftlich orientierte Freiraumplanung Hannoveraner Prägung

Insbesondere für die Freiraumplanung Hannoveraner Prägung ist die politische Motivation entscheidend: Erstens soll der Fachgeschichte im Dritten Reich nicht mit Verdrängung begegnet werden, sondern mit offensiver ideologiekritischer Reflexionsarbeit. Zweitens wird eine zum konservativen Kulturbegriff alternative Theorie entwickelt, die zwar auch eine Kulturtheorie darstellt, aber vordergründig nicht mehr auf die *cultura* als schonender Umgang mit dem Land, sondern auf die *Gesellschaft* als Ort des politischen Menschen bezogen ist. Ihre Funktion wird im Wesentlichen mit einer oberflächlichen Adaption der Marx'schen Bedürfnistheorie erklärt. Der historische Materialismus bietet die gesellschaftstheoretische Alternative zum völkischen Denken, sodass die ›Bedürfnisorientierung‹ zum Schlüsselbegriff für eine nutzerbezogene Planung wird. Eine Metaphysik des ›Lebens‹ als Letztbegründung für Naturschutz und Landschaftsarchitektur wird abgelehnt, obwohl die Lebenswelt eine wichtige Rolle spielt. Die Gesellschaft ist nun, metaphorisch gesprochen, der ›Raum‹, in dem man sich heimatisch einrichten soll. Dabei wird vorzugsweise von den Bedürfnissen der ›Unterprivilegierten‹ ausgegangen, die quasi die gesellschaftsverändernde Rolle des Proletariats übernehmen und, weil sie im politischen Entscheidungsprozess als weniger artikulierungsfähig gelten, durch die Freiraumplanung unterstützt werden müssen. Planung wird zu einer Art politisch motivierter Sozialarbeit und erhält dadurch paternalistische Züge.

Im Zuge der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit wird die Fachtradition jedoch weniger theoretisch rekonstruiert, als vielmehr vor allem als eine Frage der persönlichen Schuld der jeweiligen Protagonisten von Naturschutz und Landschaftsgestaltung behandelt: Die Folge ist eine *personalisierende Geschichtsschreibung*, die nahezu zwangsläufig zu einem biografischen Ansatz führt, der in den »Grünen Biographien« gipfelt (vgl. Gröning und Wolschke-Bulmahn 1997). Allerdings wird hier und auch sonst ausgerechnet Konrad Buchwald ignoriert (vgl. zu Buchwald ausführlich Körner 2001b, Kap. 3.3), der maßgeblich den methodologischen Übergang von der Landespflege im Nationalsozialismus in die rechtlich geregelte Landschaftsplanung der Bundesrepublik geprägt hat und dabei der Auffassung war, dass nicht die Ziele des Naturschutzes überholt seien, die sich letztlich auf die Herstellung einer Einheit von »gesundem Land und gesundem Volk« richteten. Sie waren lediglich methodisch an die Realitäten einer demokratischen Gesellschaft

2 Siehe daher auch dort detaillierte Quellennachweise.

anzupassen (vgl. Buchwald 1956). Das Fehlen eines Eintrags in den Grünen Biographien über ihn mag daran liegen, dass diese lediglich Garten- und Landschaftsarchitekten auflisten, was der aus dem Naturschutz und der Vegetationskunde kommende Buchwald nicht war. Doch wäre gerade seine Biografie, vor allem aber seine Theorie, eine der wichtigsten, wollte man inhaltliche Kontinuitäten von Naturschutz und Landespflege zwischen Nationalsozialismus und früher Bundesrepublik behandeln. Statt daher auch nur annäherungsweise diesen Transformationsprozess zu rekonstruieren, wird holzschnittartig in ›rückwärtsgewandte‹ und ›fortschrittliche‹ Planer unterschieden, wobei letztere gering an der Zahl sind und hauptsächlich durch Mattern (vgl. Gröning und Wolschke-Bulmahn 1997, 244–251), Migge (vgl. ebd., 261–264) oder Pniower (vgl. ebd., 291–294) repräsentiert werden.

Die Kriterien dieser Einteilung sind jedoch völlig unklar. Migge hatte beispielsweise, wie wir noch sehen werden, ein sehr traditionelles Frauenbild und lehnte das zu seiner Zeit neue Kino als oberflächliche Zerstreung ab. Er war zwar Funktionalist, aber nicht in allen Punkten der Moderne positiv gegenüber eingestellt. Bei Mattern genügt Gröning und Wolschke-Bulmahn ein einziger denunziatorisch motivierter Bericht Gustav Allingers, der ihm u.a. kommunistische Betätigung attestiert, als Beleg für seine Fortschrittlichkeit (vgl. Gröning und Wolschke-Bulmahn 1997, 251). Tatsächlich war wohl Mattern dem Nationalsozialismus gegenüber reserviert eingestellt und eine Art weltoffener Geist, doch reicht das nicht, um umstandslos als Progressiver gelten zu können. Denn auch er glaubte an naturgegebene organische Ganzheiten, insbesondere an die Familie als Lebensform. Ganz ähnlich wie Jackson ging er davon aus, dass die Landschaft als Wohnlandschaft dadurch aufgebaut wird, dass man sich in ihr einrichtet, und nannte daher seine Vorstellung einer ganzheitlichen Planung *Landschaftsaufbauplanung* statt Landschaftsplanung (vgl. Mattern 1950). Dem zivilisatorischen ›Abbau‹ der Landschaft sollte ein gestalterisch arrivierter und der Natur gegenüber sensibler Aufbau einer neuen »Wohnlandschaft« (ebd.) gegenübergestellt werden. Sein Weltbild legte er u.a. in einer Broschüre nieder, die schon im Titel auf ein konservatives Denken hinweist, nämlich »Freiheit in Grenzen«: Freiheit entäußert sich demnach nicht in einem beliebigen Individualismus, nicht in der bloßen Ausbeutung der Natur, sondern vor allem in der Einfügung in die Landschaft als deren immer weiter fortgeführte Ausgestaltung (vgl. Mattern 1936). Obwohl dies dem Programm des Heimatschutzes entspricht, das durch ihn lediglich aktualisiert wird, finden sich in Matterns Schriften keine völkischen Kategorien wie ›Rasse‹ oder ›Volksgemeinschaft‹. Da auch er dem Ideal von *cultura* anhing, kritisierte er den ›toten‹, weil konservierenden Naturschutz und trat vehement für ein künstlerisches Gestaltungsverständnis ein, eben, wie erwähnt, für ein nicht ganz voraussetzungsloses ›vorbildloses Schaffen‹ (vgl. Mattern 1950, 9–10; 1964, 9). Deswegen und wegen seiner fachlichen Kompetenz gehörte er zu den die Landschaftsarchitektur nach dem Zweiten Weltkrieg prägenden Persönlichkeiten (vgl. Körner 2001b, Kap. 3.5),

sodass man sich auf sein Vorbild bezog, als in den 1990er Jahren gegen die verwissenschaftlichte Landschaftsplanung wieder der Stellenwert eines künstlerisch geleiteten Ansatzes stark gemacht wurde.

Nicht ohne Grund wird die künstlerische Gestaltung in der Freiraumplanung als elitär, wenn nicht gar als konservativ und antidemokratisch verstanden. Wie in der Landschaftsplanung setzt man daher zwar auf die rationale Planung zur Gewinnung von mehr Transparenz, ohne sich aber auf die Ökologie als Basiswissenschaft gründen zu wollen und ohne das instrumentelle Planungsverständnis dominant werden zu lassen, um so einer technokratischen Expertenherrschaft in der Administration vorzubeugen. Die fachhistorische Arbeit wird daher alternativ sowohl zum Entwerfen als auch zur Landschaftsplanung mit einer empirischen sozialwissenschaftlichen Fundierung einer Planung ›von unten‹ flankiert. Die maßgebliche planerische Technik ist hierbei die Befragung der ›Betroffenen‹, d.h. die Erstellung und Auswertung vor allem von Fragebögen, mit denen ihre Bedürfnisse erfasst werden sollen. Mit der Bedürfnisorientierung und der Reflexion gesellschaftlicher Interessen und Werthaltungen soll das Soziale in die Planung integriert und deren Demokratisierung vollendet werden. Allerdings ist sowohl der reflexive Umgang mit dem Gesamtfach als auch die selbstreflexive Bearbeitung des *eigenen* Weltbildes und darauf basierend der *eigenen* Theorie und Methodik in beiden Ausrichtungen der Freiraumplanung sehr schwach ausgebildet, sodass die daraus resultierenden absoluten Geltungsansprüche mit dem Ideal rationaler demokratischer Planung kollidieren. Da es zum einen zentral um die Verantwortung des Fachs im Dritten Reich geht, zum anderen in vermeintlichen Verein mit den Betroffenen um die Opposition zur Expertenherrschaft in der staatlichen Verwaltung, kommt es zu einem pauschalen Entlarvungsgestus, sei es in der Theorie, sei es in der konkreten planerischen Arbeit: Schuld an den Verhältnissen sind letztlich immer die anderen. Die Opposition gegenüber dem ›System‹ wird Pflicht, während die angestrebte kritische Reflexion zum Nachbeten der Glaubenssätze der jeweiligen Schule gerät.

5.1.1 Emanzipation statt ›Kultur‹: Der gesellschaftliche Anspruch der sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung³

Die Distanz zu einer technokratischen Planung auf der einen Seite und zum Künstlertum auf der anderen, die beide – verdeckt oder offen – an der Idee der Landschaft als Ausdruck des ›Geistes‹ einer Kultur (Eigenart) in ihren Naturräumen hängen, führt dazu, dass der Kulturbegriff als ideologisch entlarvt werden soll. Im Gegenzug sollen die realen Ausbeutungs- und Produktionsverhältnisse thematisiert werden,

3 In der Folge auch Sozialwissenschaftliche Freiraumplanung genannt, obwohl keine sozialwissenschaftliche Forschung im engeren Sinne, also z.B. Milieu- oder Lebensstilforschungen, betrieben wurde.

mit dem Ziel, die Emanzipation der Individuen voranzutreiben. Denn Emanzipation wird nicht allein als politische, im bürgerlichen Recht gegebene Möglichkeit angesehen, seine Interessen in einem demokratischen System zu verfolgen, sondern als umfassende Befreiung des Menschen, der sich freiwillig vergesellschaftet und somit solidarisch mit Anderen ist. Demokratische Verfahren werden zwar nicht abgelehnt, aber als zu formal angesehen. Daher ergibt sich eine *allgemein menschliche* Emanzipation im Gegensatz zu einer rein *politischen* dann, wenn die Menschen ihre individuellen inneren Fähigkeiten produktiv ausleben können. Um diese neue Lebensweise praktisch durchzusetzen, muss sich Planung auf die *Lebenswelt* richten und durch basisdemokratische Arbeit flankiert werden.⁴ Die konkrete Gestalt des Freiraums soll dann zu selbstbestimmten Aneignungshandlungen, also zu emanzipatorischem Tun auffordern (vgl. Nohl 1980).⁵

Da allgemein menschliche Emanzipation mehr bedeutet als nur die Verfolgung von Nutzenkalkülen, ist die Theorie der Freiraumplanung im Kern eine *politisierte Theorie von Kultur*. Das führt dazu, dass bei aller Kritik am Künstlertum der Anspruch aufrechterhalten wird, Planung solle auf der fundamentalen Ebene kulturell-symbolischer Vermittlung auf die Verfasstheit der Gesellschaft Einfluss nehmen. Ziel ist dann nicht allein das Sammeln sozioempirischer Daten, sondern die Demokratisierung des Schöpfertums. Gestaltung soll somit nicht von ›elitären‹ Gestaltern stellvertretend praktiziert, sondern von den Menschen selbst getragen werden. Dem Anspruch nach nimmt dann der Planer lediglich eine dienende Rolle ein. Da prinzipiell in jedem Menschen ein Schöpfer steckt, ist Gestaltung vorrangig keine architektonische, sondern eine soziale Aktivität. Aus diesem Grund konnte sich auch anlässlich der *documenta 7* eine Zusammenarbeit zwischen Beuys und der Kasseler Schule im Rahmen seines Projekts der Stadtverwaltung mit 7000 Eichen ergeben. Sie unterstützte ihn fachlich bei den Baumpflanzungen. Das Pflanzen wurde zum künstlerischen Happening, und der ganze gesellschaftlich-politische Prozess darum herum zur sozialen Plastik (vgl. Körner und Bellin-Harder 2009). In diesem sozialen Kontext wird die Landschaft als professionelles Objekt unwichtiger, behält aber ihre kulturelle Rolle, die von Nohl (1980) politisch umgedeutet wird.

Der latent künstlerische Gehalt dieser emanzipatorischen Landschaftstheorie ist der Grund, weshalb im Titel seiner Dissertation noch von Freiraumarchitektur und nicht von Freiraumplanung die Rede ist. Nohl führt aus, dass Aneignung kein rein zweckrationales Verhältnis zum Freiraum bedeutet, sondern das lustvolle Ausleben der individuellen schöpferischen Produktivität der Menschen beim Gebrauch

4 Vgl. als Basiswerk einer emanzipatorischen Freiraumarchitektur Nohl (1980), zur Freiraumplanung Gröning und Nohl (1972), Gröning (1982), Gröning, Herlyn und Tessin (1984), Gröning und Wolschke-Bulmahn (1987).

5 Werner Nohl war derjenige, der sich am intensivsten damit beschäftigt hatt, die traditionelle Programmatik von Naturschutz und Landschaftsgestaltung emanzipatorisch umzudeuten.

der materiellen Freiraumausstattung. Aneignungstätigkeiten sind alltagspraktische Handlungen, die zwar einen Zweckbezug haben, aber eben *keinem* reinen Nutzenkalkül unterliegen. Reine Nutzenorientierung gilt als Kennzeichen kapitalistisch-technokratischer Planung, wohingegen künstlerische Gestaltung als bildungsbürgerlich-elitär und antidemokratisch verstanden wird. Wenn dennoch das Künstlertum als vorbildhaft gilt, dann nicht als Modell einer professionellen Praxis, sondern als Vorbild einer unentfremdeten Existenz, wo Privatleben und Beruf nicht getrennt sind (vgl. ebd., 7–8).

Das Fundament dieser alternativen Kultur- und Gestaltungstheorie liegt, wie erwähnt, in der materialistischen Weltsicht des Marxismus (vgl. ebd., 13–14). Das folgt zwingend daraus, dass dieser neben völkischen Theorien die zweite große Denktradition ist, die die Entfremdung des Menschen in der Moderne kritisiert. Hier wird Entfremdung nicht wie im völkischen Denken als Zerstörung regionaler Eigenart und Vielfalt sowie als Auflösung der organischen Gemeinschaft interpretiert, sondern materialistisch als Entfremdung von der eigenen Arbeitskraft und den Produktionsmitteln. Wird diese Entfremdung aufgehoben, ist auch der Stoffwechsel der Gesellschaft mit der Natur nicht mehr ausbeuterisch, sondern produktiv. Damit werden nicht nur die Möglichkeiten der Individuen gefördert, sondern auch die der Natur. Die Nähe zum traditionellen Kulturbegriff wird dadurch markiert, dass die Kultur zunächst konsequent ausgehend vom autonomen Individuum gedacht wird. Dies geschieht aber nicht im Sinne eines liberalen Weltentwurfs, weil die Individuen gerade nicht aufgerufen sind, ihre Eigeninteressen zu optimieren, sodass die Gemeinschaftlichkeit menschlicher Existenz weiterhin Voraussetzung für Geschichte und Kultur ist, die beide durch gesellschaftliche Arbeit im historischen Prozess als Ablösung von den konkreten Naturzwängen entstehen. ›Gemeinschaft‹ wird jedoch nicht als organische Sinn- und Traditionsganzheit definiert, sondern mit dem demokratischen Egalitätsprinzip verbunden und als *Kooperation* und *Solidarität* zwischen *freien* und *gleichen* Individuen verstanden. Die Einordnung in gemeinschaftliche Kollektive ist dann ein politisch bewusster, freiwilliger Akt (vgl. ebd., 8–9, 13–14), also eine solidarische Entscheidung, und nicht, wie im Konservatismus, eine ›weise‹ Einsicht in eine quasi natürliche Notwendigkeit.

5.1.2 Landschaftstheorie im emanzipatorischen Gewand

Insofern erscheint die Theorie der Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung und der Emanzipatorischen Freiraumarchitektur als ein scheinbar revolutionärer Bruch mit den bisherigen Denktraditionen der Landschaftsentwicklung. Doch wird allen Bekenntnissen zum Trotz die Tradition der Garten- und Landschaftsgestaltung und des Naturschutzes im weiteren Sinne letztendlich wieder erneuert. Dazu werden bei Nohl der Landschaftsbegriff und seine Symbolisierung durch Arkadien umge-

deutet.⁶ Landschaft ist ja zunächst die zentrale sinnstiftende Instanz der gegnerischen Weltsicht. Daher muss eine alternative Theorie der Landschaft und ihrer Nutzung als Kulturlandschaft formuliert werden. Dies gelingt dadurch, dass man hinter die moderne Geschichte der Landschaft als Symbol eines konservativen Entwicklungsbegriffs zurückgeht, sich vordergründig nicht wie dieser auf *cultura* bezieht, sondern eine ebenso tiefsitzende kulturelle Wurzel herausarbeitet, die alternativ gedeutet werden kann. Diese Wurzel ist die Tradition von Arkadien als *locus amoenus* mit seinen grundlegenden Topoi – Quelle, schattiger Hain, Wiesen. Diese Topoi werden jetzt nicht als typisch erholsame Landschaftselemente interpretiert, wie in der instrumentell orientierten Landschaftsbildanalyse (vgl. Körner 2001b, Kap. 4.1), sondern »materialistisch« zum Inbegriff des *nutzbaren* und das heißt hier des aneignungsfähigen Freiraums erklärt: Auf Wiesen kann man unter schattigen Bäumen gut lagern und dem Murmeln des Wassers lauschen sowie sich zu aktivem Tun bemüht fühlen, statt sich nur passiv zu erholen, sich also zum Spielen aufgefordert fühlen. Nohl beschäftigt sich daher mit dem Aufforderungscharakter von Freiräumen und arbeitet aufwändig heraus, das der *homo ludens* derjenige ist, der durch schöpferisches und doch auch regelhaftes Spiel emanzipatorische Freiräume schafft (vgl. ebd., Kap. 5.3). Das entspricht ganz dem damaligen Zeitgeist und daher sah man in den 1980er Jahren die »Besitzergreifung des Rasens« (Grzimek 1983) in städtischen Parks als wichtigen emanzipatorischen Akt an.⁷ Landschaftliche Ausstattungselemente des Freiraums sind nun wieder relevant, weil die Idee der Landschaft umgedeutet wird: Sie ist nun kein organisches, mit Eigenart und Vielfalt ausgezeichnetes Ganzes aus Kultur und Natur mehr, sondern ein arkadischer Vorschein der friedlich-paradiesischen Verhältnisse eines imaginierten Goldenen Zeitalters befreiter und solidarischer Individuen in einer eudämonischen Gesellschaft. Mit diesem Landschaftsbezug gerät die Theorie der Freiraumplanung bei allem interpretatorischen Aufwand wieder in konservatives Fahrwasser.⁸

Politisch kann das keinesfalls zugegeben werden, zeigt sich aber insbesondere in der Anpassung der Nohlschen Theorie an die Ökologiebewegung in den 1980er Jahren: War für ihn die arkadische Landschaft symbolischer Vorschein der Utopie herrschaftsfreier Lebensverhältnisse, so wird jetzt wieder der Aspekt einer *friedlichen Allianz von Kultur und Natur* verstärkt, in der sich *natürliche und menschliche Produktivität* harmonisch ergänzen. Die Aufgabe des Freiraumarchitekten ist jetzt, Anzeichen dieser Harmonie in der Realität aufzufinden sowie die in der Gesellschaft und in der Natur (*natura naturans*) angelegten Möglichkeiten zu erkennen und zu fördern (vgl. Nohl 1985; 1987; 1990). Dies entspricht nahtlos dem traditionellen Verständnis von *cultura* und der Rolle des Landschaftskünstlers, der gleichsam als verlän-

6 Zum Arkadienmythos Eisel (1997).

7 Vgl. Kap. 7.2.1.

8 Dazu ausführlich Körner (2001b, Kap. 5).

gerter Arm der Natur den göttlichen Schöpfungsplan zur Vollendung bringt. Damit ist auch unter ökologischen Vorzeichen die Landschaft Ausdruck eines gelungenen Lebens, wobei allerdings völlig undeutlich wird, wie noch die politische Abgrenzung zum konservativen Kulturbegriff und zur völkischen Interpretation organischer Lebensverhältnisse theoretisch bewerkstelligt werden kann. Das hat Folgen: Das ›politisch korrekte‹ Bewusstsein des einzelnen Planers wird zentral und damit der Kampf um gesellschaftliche Emanzipation in den Bereich der individuellen Motivation verlagert. Das führt zu einem dazu, dass, wie eingangs geschildert, ›Theoriebildung‹ darin besteht, über diese Motivation bei den (historischen) Fachpersönlichkeiten zu urteilen und zum anderen müssen die eigenen weltanschaulichen Glaubenssätze umso höher gehalten werden. Personalisierende Betrachtungsebene und die selbstgerechte Aburteilung anderer werden zentrale Bestandteile der ›Theoriebildung‹.

Als großes Vorbild eines emanzipatorischen Landschaftsgestalters dient der Hannoveraner Schule, wie erwähnt u.a. Pniower mit seiner Auffassung von *Bodenkultur*. Dieser ordnet die Landschaftsgestaltung in die Tradition der Landesverschönerung und des Landschaftsgartens ein. Damit ist ebenfalls der fachliche Horizont von *cultura* für seinen Ansatz relevant, sodass eine Gemeinsamkeit mit dem Heimatschutz besteht, der sich auf die gleichen Traditionslinien beruft. Die Differenz zu diesem liegt in dem Begriff der *Landeskultur*, den Pniower benutzt. Er akzentuiert noch stärker die zeitgemäße Nützlichkeit von Landschaftsgestaltung, die in einem funktionalistischen Ansatz Schönheit und Zweckmäßigkeit verbinden soll.⁹ Die Differenz zum liberalen Weltbild ergibt sich durch die Einordnung der landeskulturellen Maßnahmen in den Aufbau des sozialistischen Staates im Zuge der Bodenreform in der ehemaligen DDR. Für die inhaltliche Aussagekraft der Theorie Pniowers ist zwar unerheblich, dass sie mit der Zwangskollektivierung der Bauern in ein politisches Interesse eingebunden war, das in einem undemokratischen Verfahren durch den autoritären ostdeutschen Staat durchgesetzt wurde. Doch hat man zu dieser ›Politik von oben‹ von der Hannoveraner Freiraumplanung nichts Kritisches gehört, obwohl ja gerade moralische Urteile Kennzeichen ihrer Geschichtsschreibung sind.

Als ein weiterer progressiver Planer gilt Migge. Er war der zentrale Theoretiker des Funktionalismus in der Gartengestaltung, der im Kontext der Lebensreform Anfang des 20. Jahrhunderts analog zum Neuen Bauen einen konkreten gartenarchitektonischen Ansatz ausformulierte. Dieser hat insbesondere auch die Kasseler Schule beeinflusst. Allerdings übersah sie den architektonisch-gestalterischen Gehalt von Migges Theorie, weil es ihr nur auf dessen Kritik an der ›obrigkeitsstaatlichen Arbeit‹ der Gartenämter und der durch sie beauftragten Experten sowie auf seine Gebrauchsorientierung ankam. Da Migge als Sozialreformer einzuschätzen

9 Vgl. Kap. 7.1.

ist, konnte er, wie wir noch sehen werden, mit ›Landschaft‹ wenig anfangen, es sei denn, es handelte sich um eine nutzbare Garten- oder Erholungslandschaft. Vor allem auch in Zusammenhang mit Migges Theorie wird sich zeigen, dass das landesverschönernde Thema der Verbindung von Schönheit und Zweckmäßigkeit auch für emanzipatorische Ansätze zentral ist, *obwohl* sich die Freiraumplanung von gestaltenden Traditionen distanziert. In diesem Spektrum setzt die Kasseler Schule alternativ statt auf sozialemprirische Methoden und kulturtheoretische Reflexion auf die Beobachtung des lebensweltlichen Gebrauchs von Freiräumen sowie auf das hermeneutische Verständnis von Nutzungstraditionen in einer Art Ethnologie der eigenen Kultur. Deren Methodik wurde vor allem auch von Hard beschrieben (vgl. Hard 1995).¹⁰ Durch den räumlichen Bezug entsteht so eine ›Geografie des Alltagslebens‹, die Hard (1998) auch »Ethnoökologie« nennt. Damit wird in unverfänglicher Form die Bedeutung der länderkundlichen Perspektive auf ›Völker‹ (in diesem Fall vorwiegend auf die Stadtbevölkerung) und deren ›Lebensräume‹ (Freiräume) reanimiert. Gleichzeitig wird damit aber auch ausgesagt, dass die Planer nicht zu den ›Betroffenen‹ und ihrer ›Lebenswelt‹ gehören, sondern trotz allem Ringen um ein Verständnis der konkreten Lebensverhältnisse wenn nicht ›von oben‹, so doch ›von außen‹ kommen.

Als Indikator für die Nutzungen dient vor allem die Vegetationsausstattung der Freiräume, weil sich insbesondere die spontan aufkommenden Pflanzen auf die menschlich geschaffenen Standortbedingungen einstellen und diese als ›Zeigerpflanzen‹ ausdrücken. Wie der traditionelle Naturschutz und wie die Stadtökologie ist daher die Freiraumplanung Kasseler Prägung vegetationskundlich fundiert. Das resultiert daraus, dass Karl-Heinrich Hülbusch, der zusammen mit seiner Frau Inge Meta Hülbusch diese Schule an der damaligen Gesamthochschule Kassel begründete, einen traditionellen Ausbildungsweg in einem naturschützerisch-landschaftsplanerischem Umfeld absolvierte: Seine Diplomarbeit hatte er bei Buchwald geschrieben, bevor er Mitarbeiter bei Reinhold Tüxen wurde.

Doch wird der Einsatz der Vegetationskunde neu interpretiert, Denn obwohl die Kasseler Schule bei der *Raumanalyse* maßgeblich mit einer vegetationskundlichen Methodik arbeitet, distanziert sie sich vehement sowohl von einer naturalistischen Begründungsstrategie, wie für den Naturschutz typisch ist, als auch von einem zweckrationalen Planungsverständnis, wie es die instrumentelle Landschaftsplanung aufweist, sowie ferner vom Künstlertum, dem man in der Landschaftsarchitektur anhängt. Auch die sozialemprirische Methodik nach Hannoveraner Muster wird aufgrund ihres letztlich instrumentellen Charakters von der Kasseler Schule abgelehnt, weil diese schnell in Sozialtechnik enden kann. All dem wird die »Autonomie des Gebrauchs« (Bellin-Harder 2017, 47) der Freiräume

10 Hard gehörte nicht im engeren Sinne zur Kasseler Schule und war der einzige externe Autor, der in ihrer Schriftenreihe publizieren durfte.

durch die Leute entgegengehalten, die behutsam zu unterstützen sei. Neu ist, dass das durch den landschaftsarchitektonischen Bezug auf urbane Lebensverhältnisse, durch die instrumentell-strategische Orientierung der Landschaftsplanung sowie insbesondere durch die gesellschaftspolitische Ausrichtung der Freiraumplanung Hannoveraner Prägung verdrängte professionelle Feld der *Pflanzenverwendung* unter emanzipatorischer Perspektive wieder zum Tragen kommt.

5.2 Freiraumoptimierung statt Landschaftsgestaltung Die Kasseler Schule

In seiner 1967 am Institut für Landschaftspflege und Naturschutz bei Buchwald verfassten und 1999 in den Notizbüchern der Kasseler Schule publizierten Diplomarbeit hat Hülbusch die grundsätzliche Position dieser Art von der Freiraumplanung bereits skizziert (vgl. in Hülbusch 1999). Dieser Text war seiner Zeit weit voraus und ist umso erstaunlicher, als er bei Buchwald verfasst wurde, zu dessen Auffassungen Hülbusch in fundamentaler Opposition stand. Denn Buchwald begründete die Notwendigkeit einer gesetzlich geregelten Landschaftsplanung als Bestandteil der Daseinsvorsorge gerade damit, dass ›die Landschaft Gesetz‹ werden müsse. Das hieß, dass sich alle gesellschaftlichen Nutzungen im Rahmen der durch die Landschaftsplanung maßgeblich bestimmten staatlichen Gesamtplanung an die Tragfähigkeit des Naturhaushaltes anzupassen hätten. Dabei wurde vorausgesetzt, dass dann, wenn die harmonische Funktion des Naturhaushaltes gewährleistet sei, wieder ein harmonisches Landschaftsbild als Ausdruck einer zeitgemäßen Kulturlandschaft entstehe, in der ›gesundes Land und gesundes Volk‹ (Buchwald 1956) eine umfassende Allianz eingingen (vgl. dazu Körner 2001b, Kap. 3.3). Die pragmatische planerische Umsetzung dieser Vorstellung bestand dann u.a. darin, Industrieanlagen oder Straßen mit Hecken abzupflanzen. Das hatte zum einen den Vorteil, dass es sich um eine rasch umsetzbare Maßnahme handelte und dass das Landschaftsbild quasi vor dem zivilisatorischen Eingriff optisch geschützt wurde. Zum anderen galt seit dem Nationalsozialismus die Heckenlandschaft als Inbegriff der ›gesunden‹ Landschaft, weil sie vor allem den Erosionsschutz und damit eine ›nachhaltige‹ Landbewirtschaftung gewährleistete und weil sie auf der Sinnenebene zum Symbol des ›deutschen‹ Landschaftsgefühls erkoren worden war. Daher war auch geplant gewesen, die eroberten Ostgebiete durch Heckenpflanzungen nicht nur ›nachhaltig‹ produktiver zu machen, sondern auch physiognomisch einzudeutschen (vgl. Gröning und Wolschke-Bulmahn 1987).

Buchwald stand ganz in der Tradition des Heimatschutzes, der durch die nationalsozialistische Modernisierung gegangen und auf Großprojekte angewandt worden war. Die sich daraus ergebende Kooperation der zunehmend rechtlich geregelten Landespflege und späteren Landschaftsplanung mit der Raumordnung bau-

te er dann nach dem Zweiten Weltkrieg weiter aus. Jene Verbindung aus »gesundem Land und gesundem Volk« erinnerte noch an den Terminus der Volksgesundheit und wurde in die neue politische Programmatik übertragen: Durch Erholungsplanung im Rahmen der Landschaftsplanung sollte für die materiellen und ideellen Voraussetzungen eines menschlichen Lebens in der industriellen Leistungsgesellschaft gesorgt werden. Hans Kiemstedt trat dann Ende der 1960er Jahre lediglich noch an, um mit seiner Methode zur Bewertung des so genannten V-Werts in der Logik instrumenteller Planung quasi ein Messverfahren für die Erholungswirksamkeit von Landschaften vorzulegen (vgl. Kiemstedt 1967; dazu ausführlich Körner 2001b, Kap. 3.3; Kap. 4.1). Damit setzte sich die moderne Landschaftsplanung methodisch durch. Auch für diese Entwicklungen, die auch noch an ihrer eigenen Fakultät stattgefunden hatten und zwar eine methodische Modernisierung vorangetrieben hatten, weltanschaulich aber weiter in der Kontinuität des Heimatschutzes standen, war die Hannoveraner Freiraumplanung mit ihrer Geschichtsschreibung blind. Entweder wollte man es nicht so genau wissen, weil man sich dann nämlich mit den damals Mächtigen im Fach hätte anlegen müssen, oder man ließ sich von der vermeintlich reinen Sachlichkeit des instrumentellen Aufgabenverständnisses der Landschaftsplanung, das man nur noch durch eine sozialemprirische Fundierung ergänzen wollte, täuschen.¹¹

Beides spricht nicht für die Hannoveraner Freiraumplanung, während sich Hülbusch konsequent vom Aufgabenverständnis der Landschaftsplanung absetzt und dabei durchaus Mut beweist. Hauptkritikpunkt ist allerdings auch hier nicht das Gesellschafts- und daraus abgeleitet das Planungsverständnis der Landschaftsplanung, sondern deren Naturschutzorientierung. In seiner Diplomarbeit richtet sich Hülbusch daher gegen den im Nationalsozialismus aufgekommenen Begriff des *Landschaftsschadens* und weist ausführlich nach, dass ein derartiger Schaden immer dann vermutet wird, wenn das Landschaftsbild durch einen zivilisatorischen Eingriff nicht mehr harmonisch und schön aussieht. Er kritisiert insbesondere, dass Landschaft als ästhetisch-sinnhaftes Objekt als absoluter Wert betrachtet werde, an dem jegliche Tätigkeit des Menschen zu messen sei:

»Denn, wie bereits erwähnt, wird ›Landschaft‹ als Wert an sich erachtet. Der kulturellandschaftliche Prozeß findet nicht statt, damit Kulturlandschaft werde. Sondern Kulturlandschaft besteht, weil der Mensch handelt. In diesem Handeln ist die Dynamik und Veränderlichkeit der Kulturlandschaft begründet. Es wäre wohl eine recht absurde Idee, die Handlungsfähigkeit und -möglichkeit des Menschen von der Landschaft, als Fixpunkt, her zu bestimmen.« (Hülbusch 1999, 44)

11 Vgl. Kap. 1.4.2.

Genau das war aber die Position Buchwalds. Aus dem Gestaltungsprogramm mittels Abpflanzungen ›Eingriffe‹ in das Landschaftsbild zu kaschieren und letztlich die ›Gesundheit‹ zu wahren, schließt Hülbusch, dass dieses Aufgabenverständnis »nur noch als ›Gründekoration‹ verstanden werden« könne (ebd., 42). Dieser Schluss bildet die Basis für die spätere generelle Ablehnung von Gestaltung und wird pauschal auf die landschaftsarchitektonischen und gartenamtlichen Pflanzenverwendungen in der Stadt bezogen. Zugleich wird das einleitend behandelte Landschaftsverständnis,¹² das die Kulturlandschaft vorwiegend als *Ergebnis historischer und aktueller Arbeit* betrachtet, unter freiraumplanerischer Perspektive erneuert und neben der naturschützerischen gegen die landschaftsarchitektonisch-künstlerische Entwurfsorientierung in Stellung gebracht. Das Ziel ist dann die Herstellung von vorzugsweise städtischen Freiräumen durch die Quartiersbewohner, die im Zuge der neuen sozialen Bewegungen eine lebensweltliche, d.h. unentfremdete Einheit von gemeinschaftlichem Leben und Arbeiten suchen.

Wie die Vertreter des rationalen Planungsparadigmas erliegt auch Hülbusch jenem weit verbreiteten Missverständnis der instrumentellen Weltsicht und bezeichnet ebenfalls die Landschaftswahrnehmung als subjektiv:

»Die ›Schönheit‹ der Landschaft ist eine subjektiv-ästhetische Interpretation des Erscheinungsbildes. Was hier ›Landschaft‹ genannt wird, ist keine geographische Landschaft, sondern der Wahrnehmungs- und Erfahrungsraum jedes einzelnen Menschen. Die Art und Weise ›Landschaft‹ zu sehen und zu erfahren, ist vom Zeitgeist und der persönlichen Geschichte des Einzelnen geprägt. Der Bewusstseinsmangel, der heute hinsichtlich der Beurteilung ›landschaftlicher Schönheit‹, die ausschließlich an historischen Vorbildern orientiert gesehen wird, festzustellen ist, hat zur Folge, daß zumindest die formale Erscheinung unseres industriellstädtisch geprägten Lebensraumes immer wieder angeprangert wird.« (Ebd., 42–43)

Hülbusch verwendet hier bemerkenswert ungezwungen den durch den Nationalsozialismus politisch geprägten Begriff des Lebensraums. Dabei vermischt er im Wesentlichen, dass zwar die ästhetische Erfahrung ein subjektiver Vorgang des Spiels der Einbildungskraft darstellt, dass aber gerade in Bezug auf die Landschaft die *Interpretation* dieser Form von Wahrnehmung in kulturelle Deutungsmuster eingebunden ist, die nicht nur als rein persönliche Geschmacksmuster und abgeleitet davon als Gestaltungsmoden des Zeitgeistes zu verstehen sind: »Die individuelle Sinnggebung vollzieht sich persönlich, ist aber keineswegs unvergleichbar, denn Deutungsmuster meint von außen angeeignete, vorgefertigte Relevanzstrukturen, die man nicht auswählt, sondern eher übernimmt.« (Bollenbeck 1996, 19) Ein solches

12 Vgl. Kap. 1.2.

Muster, das die Wahrnehmung von ›Landschaft‹ und auch ›Freiraum‹ strukturiert, stellt ›Kultur‹ dar.¹³ Landschaft wird daher, wenn sie keine Wildnis sein soll, als Kulturlandschaft angesehen und auch der Freiraum wird dann nach ihrem Muster gedacht.

Hülbusch schließt aus seiner Charakterisierung der Landschaftswahrnehmung ganz im Zuge des damaligen Zeitgeistes, dass einzig die Nutzungen objektiv seien. Sie kann man zweckrational begründen, also intersubjektiv nachvollziehbar machen. Daher war im Zuge ihrer Demokratisierung der kalkulierbare Nutzenbezug die Grundlage für die instrumentell-technokratische Orientierung von Landschaftsplanung und Naturschutz. Um sich aber von dieser Logik wiederum abzusetzen, weil sich zwar in der Arbeit emanzipatorische Potenziale entfalten können, aber nur dann, wenn nicht rein technische Kalküle, also Sachzwänge walten, wird für Hülbusch in der weiteren Ausformulierung des Kasseler Freiraumplanungsverständnisses entscheidend sein, dass nicht mehr so sehr von Nutzen und Nutzungen auszugehen ist, als vielmehr vom lebensweltlichen *Gebrauch*. Nutzen ist auf Tauschwert bezogen und abstrakt kalkulierbar, Nutzung daher instrumentell. Gebrauch ist hingegen auf den Gebrauchswert bezogen und damit ›ganzheitlich‹ und konkret in lebensweltliche Gebräuche, also Routinen eingebunden. ›Nützlichkeit‹ ist dann ›Brauchbarkeit‹, wobei ›Gebrauch‹ Bedeutungselemente von *cultura* enthält, weil er den sorgsam Umgang mit alltagskulturellen Kontexten beinhaltet. Das schließt auch konkrete Naturbeständen mit ein, die als ›Zeiger‹, also als Ausdruck dieser Kontexte gelesen werden können. Allerdings wird diese kulturelle Ebene der Freiraumplanung von der Kasseler Schule gezeugnet, weil man keinem hochgestochenen Kulturalismus das Wort reden will, wie in der Landschaftsarchitektur. Doch lässt man deren Idealisierungen des produktiven Künstlersubjekts beiseite und relativiert ihren Originalitäts- bzw. Innovationsanspruch, dann ist die zweckmäßig angelegte Kulturlandschaft Ergebnis eines sorgsam Umgangs mit konkreter Natur. Diese kann auch städtische Züge annehmen. Da sie aber ursprünglich durch bäuerliche Nutzungen entsteht, würde wohl auch jedes Mitglied der Kasseler Schule Rebanks Aussage unterschreiben, dass die Identität einer Landschaft durch die Arbeit ihrer Bewohner entsteht und nicht mit den romanisierenden Vorlieben städtischer Naturliebhaber hinsichtlich ›intakter Natur‹ zu verwechseln ist.¹⁴ Daher zielt die Kasseler Schule nicht auf die Schaffung von ›Kultur‹ als ein euphorisch gedeutetes ›Reich der Freiheit‹, wie jeweils unter anderen weltanschaulichen Maßgaben die Landschaftsarchitektur (künstlerisch) oder die emanzipatorische Freiraumarchitektur (politisch), sondern für sie ergibt sich viel pragmatischer eine ›Alltagskultur‹ durch die Erfüllung von Bedürfnissen im ›normalen‹ Leben und durch die dadurch erwachsende Autonomie der ›Leute‹.

13 Vgl. Kap. 1.1.

14 Vgl. Kap. 1.2.

Wie widersprüchlich der Begriff des Landschaftsschadens ist, führt Hülbusch am Beispiel der Heide aus, die zwar als Ergebnis von Raubbau anzusehen sei, aber doch als ›schön‹ und schützenswert gelte. Eigentlich sei der ganze Mittelmeerraum nach den Waldrodungen der Antike ein einziger Landschaftsschaden. Und tatsächlich entstehen Heiden, weil in der vorindustriellen Landwirtschaft Mist nahezu der einzige Dünger war und möglichst auf den Feldern ausgebracht wurde. In Norddeutschland wurde z.B. auf Sandböden Heidekraut abgeplaggt, um es als Einstreu in den Ställen und anschließend für die Felder zu verwenden. Weniger produktive Flächen wurden daher beweidet, aber nicht gedüngt. Die Schafe z.B. wurden dann oft für die Nacht in Koppeln auf den Feldern getrieben, damit sie dort ihren Kot ließen. Mit dieser Praxis wurden den weniger produktiven Standorten sukzessive Nährstoffe entzogen. Insofern kann man – abhängig von den Nutzungszielen – zwar von partieller Überweidung und Übernutzung sprechen, doch handelte es sich nach Hülbusch schlichtweg um eine der damaligen Zeit angemessene Technologie, die später dann durch die Verwendung von Kunstdünger ersetzt wurde (vgl. Hülbusch 1999, 47–48). Dadurch erübrigte sich der traditionelle Nährstofftransfer. Vieh wurde zunehmend nicht mehr auf der Weide gehalten, und schließlich ging auch die Schafhaltung zurück, sodass Heiden und Trockenrasen zunehmend verbuschten. Vom Naturschutz werden sie seitdem wegen der dort vorkommenden seltenen Arten geschützt und mühsam gegen die Sukzession verteidigt, wenn nicht gleich Verwilderung gefördert wird.

Hülbusch ist, im Gegensatz zur damals weit verbreiteten zivilisationskritischen Ablehnung der Stadt, schon sehr früh bereit, auch diese als eine Form zeitgemäßer Technologie des Zusammenlebens und damit als eine neue Form von Kulturlandschaft und als eigener ›Lebensraum‹ anzusehen. Da jedoch erstens ›Kultur‹ als Planungsideal keine Rolle spielt, um jede Form metaphysischer und politisch begründeter Idealisierungen zu vermeiden, die ›Landschaft‹ als Abbild einer göttlichen Ordnung des Kosmos oder als Symbol eines arkadischen Friedens sehen könnten oder auch als Natur ›an sich‹ (›Wildnis‹), muss ein anderes, auf den ›normalen‹ Lebensalltag bezogenes handlungsleitendes Begründungsmuster gefunden werden. Dessen Bestimmung gelingt jedoch nicht vollständig, weil in der Kasseler Schule der materielle ›Gebrauch‹ von Dingen als ›Aneignung‹ zwar auch eine emanzipatorische Rolle spielt, ›Emanzipation‹ als politisches Ziel eine ›Kultur des Lebens‹ aber nur unvollständig substituieren kann, sodass dieses politische Programm sehr schnell wieder praktisch, sei es bei Nohl, sei es bei der Kasseler Schule, in altes Fahrwasser geraten kann. Für die Kasseler Schule besteht die Konsequenz darin, dass die geografische Sichtweise auf konkrete Einheiten von ›Land und Leuten‹, die mit dem Ideal der Kulturlandschaft verbunden ist, gerade nicht verlassen, sondern in politisch modifizierter Form weitergeführt und in jenes ›ethnoökologische‹ (Hard 1998) Verhältnis von ›Freiraum und Leuten‹ transformiert wird. Die Wohnung als »Innenhaus«, und der Garten als »Außenhaus« gehören dann bei

der Bewältigung des Lebens der Familie, die weiterhin als Kern gesellschaftlichen Lebens angesehen wird, zusammen (vgl. Hülbusch 1978). Im Ankündigungstext der AG Freiraum und Vegetation, die die Schriftenreihe der Kasseler Schule vertritt, heißt es zu Notizbuch 80, »Das Haus« (Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation 2013): Die ›Wohnung‹ bedeute das eigene (Reihen-)haus, »das gesamtgesellschaftlich die geringsten externen Folgelasten« habe, sodass »darin mit den variabelsten Gebrauchskosten Haus gehalten werden kann« (<http://freiraumundvegetation.de/author/bernd/page/2/>, Zugriff 04.12.2020). Es sei das konstitutive »Territorium, der Lebensort für die Familie« (ebd.), demgegenüber das ›nicht-bodengebundene‹ Leben im Geschosswohnungsbau als defizitär angesehen wird. Der Sinnkontext dieser Berufung auf eine ökonomische Sparsamkeit, die so eng ökonomisch gar nicht gedacht ist, wird unten zu behandeln sein. Hier ist zunächst festzuhalten, dass sich die konservative Wertschätzung traditionell eingespielter Lebensverhältnisse und damit eines ›erdverbundenen Wohnens‹ auf der möglichst eigenen Scholle in der Folge mit einer grundsätzlichen Aufgeschlossenheit gegenüber zeitgemäßen städtischer Raumnutzungen und der vorzugsweise spontanen, also nicht gepflanzten urbanen Naturausstattung verbindet. Obwohl gerade das städtische Wohnen keineswegs immer bodengebunden sein kann, wird das Ideal der Kulturlandschaft als ›Lebensraum‹ transformiert in das eines Lebens zumindest in *konkreten Lebenswelten*, also z.B. in einem gründerzeitlichen Quartier. Das heißt aber auch, dass selbst diese Beschreibung des Planungsgegenstandes bei aller Gebrauchsorientierung nicht gänzlich frei von Idealisierung ist: Der Sinn des Lebens ergibt sich dann in gut eingelebten, mehr oder weniger harmonischen Alltagswelten mit ihren selbstverständlichen Handlungsabläufen.

Damit setzt sich Hülbusch zwar auf weltanschaulicher Ebene von Buchwald ab, bleibt aber in der weiteren Entwicklung seiner Planungsauffassung der länderkundlich-geografischen Perspektive des traditionellen Heimatschutzes verhaftet, nur wird sie eben auf die Stadt übertragen (später beschäftigt man sich aber auch wieder mehr mit ländlichen Lebensverhältnissen). Diese Perspektive, die sich bis in Hards Ethnoökologie fortpflanzt, wird, wie im instrumentellen Aufgabenverständnis der Landschaftsplanung, nicht weiter reflektiert und ebenfalls methodisch kaschiert, indem sie in ein anderes, wissenschaftlich bearbeitbares und scheinbar rein sachliches Themengebiet verlagert wird, nämlich in die Vegetationskunde. Diese ist in ihrer anwendungsorientierten Form traditionell ein Teilgebiet der Landschaftsökologie und des Naturschutzes. Jetzt aber wird sie in den Dienst der städtisch orientierten Freiraumplanung gestellt.

Wie erwähnt, wurde Hülbusch nach seinem Diplom Mitarbeiter von Tüxen. Diesem zufolge ist die Vegetation Ausdruck der natürlichen Standortpotenziale, die sowohl für die Zwecke der Land- und Forstwirtschaft als auch für Gestaltungsinteressen genutzt werden können. Diese Potenziale sind durch historische und aktuelle Nutzungen überformt worden, sodass die Pflanzendecke einer Landschaft immer

aktuelle und historische Nutzungen ausdrückt. Tüxens Theorie war somit nicht nur im Nationalsozialismus wichtige Grundlage der Landschaftsgestaltung (vgl. Körner 2001b, Kap. 5.2.1; Körner et al. 2016), sondern auch die Basis für die Erarbeitung der Zeigerwerte von Pflanzen in Mitteleuropa (vgl. Ellenberg et al. 1991). Sie wird von Hülbusch lediglich auf den urbanen Freiraum angewandt. Wegmarken sind hierbei die vegetationskundliche Untersuchung der Stadtvegetation von Paderborn, die er zusammen mit seiner Frau durchführte (vgl. Hülbusch und Hülbusch 1986; erstmals 1972/73), die Auseinandersetzung mit der *Landschaftsökologie* im urbanen Raum (vgl. Hülbusch und Hülbusch 1980a, Hülbusch 2003b, erstmals 1983), die Untersuchung von Bleibelastung von Kindern in Korrelation mit der Verbreitung bestimmter Pflanzengesellschaften in Nordenham (vgl. Hülbusch und Hülbusch 1980b), eine Abhandlung über Freiraum und Ökologie sowie die Konsequenzen für die Freiraumplanung (vgl. Hülbusch 2003a, erstmals 1981).

Da die bisherige Fachtradition vor allem *politisch* abgelehnt wird, beruft man sich im Wesentlichen auf Migge als maßgeblicher historischer Vorläufer, weil dieser die Bedeutung der Gartenkultur zentral aus dem lebensweltlichen Gebrauch der Gärten begründet und ebenfalls gegen ein künstlerisches Aufgabenverständnis argumentiert hatte. Ferner dient Migge als Vorbild, weil er eine scharfe Institutionenkritik formulierte und die *Laien* zum eigentlichen Fundament der Gartenkultur erhoben hatte (vgl. Hülbusch 1981a, 329). Allerdings ist, wie wir noch sehen werden, eine generelle Opposition zur landschaftsarchitektonischen Gestaltung unter Berufung auf Migge am wenigsten zu begründen. Mit ihm kann allenfalls die *Art* des Gestaltungsansatzes diskutiert, nicht aber die generelle Ablehnung einer architektonischen Herangehensweise an Freiräume untermauert werden.

5.2.1 Vegetationskunde als Mittel von Gesellschaftspolitik

Die Vegetation als Teil der Freiraumausstattung wird von der Kasseler Schule zunächst als reiner Nebeneffekt von alltäglichen Gebrauchshandlungen aufgefasst. Sie orientiert sich daher nicht – zumindest in der Theorie – an einer ›ursprünglichen‹, naturschützerisch wertvollen oder an einer gartenkünstlerisch hochrangigen Natur, sondern bezieht sich maßgeblich auf die *triviale Naturausstattung* der täglichen Lebensumwelt, nämlich auf die Spontanvegetation in Form von Trittrasen oder ruderalisierten Staudenfluren. Denn diese Art von Vegetation ist nicht-intendiert und daher authentisches Ergebnis der alltäglichen Lebenspraxis, die sie räumlich sichtbar macht. Auch die Kasseler Schule interessiert sich somit für typische Naturkonstellationen, jedoch immer unter der Voraussetzung, dass sie Gebrauchszusammenhänge repräsentieren und daher nicht geschützt werden müssen.

Mit dieser Sichtweise wird ein gänzlich anderer Weg eingeschlagen als im Naturschutz und in der etablierten Pflanzenverwendung, etwa bei Richard Hansen

(vgl. Hansen 1974a; 1974b; 1983; 1987; vgl. dazu Körner et al. 2016).¹⁵ Gegenüber der gärtnerisch motivierten Pflanzenverwendung setzt die Kasseler Schule auf die Funktionalität – oder besser: Gebrauchsfähigkeit – der von selbst in der Stadt vorkommenden *Spontanvegetation*. Da für sie neben Gestaltung auch Naturnähe offiziell keine Rolle spielt, besteht zunächst auch wenig Interesse an der Steigerung der natürlichen Vielfalt oder gar an ihrem Schutz. Dieses Verständnis hat Florian Bellin-Harder prägnant zusammengefasst:

»Die Kritik an der herrschenden Planung – einschließlich der für die Planung verantwortlichen Professionsvertreter und politischen wie administrativen Institutionen – war Ausgangspunkt und Anlass, Freiraumplanung prinzipiell zu überdenken. Damit begann auch eine Suche nach und Orientierung an möglichen Vorbildern und Theorien. Zum Ausgangspunkt planerischer Überlegungen wurden (neben der vegetationskundlich erfassten Natur; d. Verf.) soziale und ökonomische Bedeutungen öffentlicher Freiräume erhoben. Sie sollten Priorität vor gestalterisch-ästhetischen Fragen haben und dem politisch-administrativen Zugriff widersprechen.« (Bellin-Harder 2009, 174; vgl. auch die dortigen umfangreichen Quellenverweise)

Und doch werden wir sehen, dass bei aller fundamentaler Kritik an Planung und Gestaltung in der Tradition der Landschaftsentwicklung in Nachfolge Tüxens letztlich ein *modernisiertes Konzept von Bodenständigkeit* im Sinne einer aus der Standortgerechtigkeit von Vegetationsbeständen resultierenden Funktionalität entworfen wurde, obwohl das von der Kasseler Schule niemals so formuliert wurde und eine derartige Interpretation ganz sicher als falsch und als bössartiger Angriff verstanden worden wäre.

Da die gesellschaftspolitische Stoßrichtung der Freiraumplanung in der Opposition zu einer Politik ›von oben‹ bestand, wurde auch kritisiert, dass der administrative Naturschutz durch Nutzungsverbote die Freiräume aus dem alltäglichen Gebrauch ausgrenze und damit sozial unbrauchbar mache. Das führt zu dem pauschalen Vorwurf an die öffentliche Verwaltung, sie überziehe vor dem Hintergrund sowohl einer überholten feudalen Tradition der Gartenkunst als auch von unangemessenen naturgärtnerischen Konzepten die Stadt mit deplazierten Grünplanungen. Dadurch werde die Zuständigkeit der Menschen für ihre Alltagsumwelt aufgehoben und der Herrschaftsanspruch der Administration nicht nur mittels Naturschutz, sondern auch mittels Gestaltung durchgesetzt (vgl. Böse 1981, 26–39.; 50–84; Hülbusch 1981, 320–330), mit dem Ergebnis, dass sowohl die flexible lebensweltlichen Konventionen, die im Alltag den Gebrauch der Freiräume strukturierten, als auch die vorhandenen alltäglichen Nutzungsspuren und die sich darin ausdrückenden

15 Vgl. auch Kap. 8.1.2.

sozialen Identitäten eingeschränkt und vernichtet würden (vgl. Böse 1981, 100–115, Hülbusch 1981a, 324–330). Landschaftsarchitektur und Naturschutz werden daher als eine Art struktureller Gewalt wahrgenommen (vgl. ebd.; Hülbusch 1981, 326), die die »Kolonisierung der Lebenswelt« durch die »Systemwelt« (Habermas) betreiben.

Bei dieser fundamentalen Kritik ›am System‹ wird immer wieder auch angemerkt, dass es mit den professionellen Fähigkeiten der Gartenämter und der Landschaftsarchitektur auch gar nicht so weit her sei: Negatives Symbol dafür sind für die Kasseler Schule Beete mit flächig gepflanzten Bodendeckern (Cotoneaster, Symphoricarpos, Rosen), die im öffentlichen Raum die Aneignung behindern würden, weil sie nicht betreten werden könnten. Die Ämter würden zu Gunsten vermeintlich einfacher Pflege die Flächen schematisch begrünen und damit eine Art Grünversiegelung bewirken. Neben diesen monotonen, Nutzungsspuren beseitigenden Vegetationsbeständen werden aber auch naturschützerisch motivierte Gestaltungen, etwa die Anlage von Blumenwiesen im Zuge der Naturgartenbewegung (vgl. Breitenmoser und Schwarz 1981, Spitzer 1981) abgelehnt, weil auch sie zu Betretungsverboten führten, also ebenfalls die entsprechende Fläche vom alltäglichen Gebrauch ausschließen (vgl. ausführlich Hard 1989). Rein praktisch sind Wiesen auch nicht für städtische Freiraumaktivitäten nutzbar, weil sie gegen Tritt empfindlich und weder fürs Lagern oder für Spiele geeignet sind. Dies wäre allenfalls auf Rasen möglich, dessen Betreten aber lange verboten war und dessen Besitzergreifung als Basis einer demokratischen Parknutzung zur selben Zeit verlangt wurde (vgl. Grzimek 1983).¹⁶

Freiraumplanung heißt daher im Gegenzug, Freiräume für soziales Handeln, d.h. Spielräume für Aneignungshandlungen zu schaffen. Die Strukturierung der realen Freiräume ergibt sich dann aus dem Gebrauch. Daher soll seitens der Freiraumplanung vor allem die lebensweltliche Aneignung unterstützt und im Sinne »kleinstmöglicher Eingriffe« (vgl. Burkhardt 1985, 244–247) sparsam vorgegangen werden, um diejenige Originalität zuzulassen, die sich im Alltag einstellt (vgl. Böse 1981, 127). Am besten ist es, wenn sich die Planung weitgehend zurückhält, ja sogar sich selbst überflüssig macht. Die künstlerische Originalität von Gestaltungen wird zu Gunsten der alltagsweltlichen Nutzungsqualität und soliden handwerklichen Ausführung der Freiraumausstattung marginalisiert. Ebenso wenig sind (landschaftliche) Eigenart und Vielfalt *offen* vertretene Kriterien, was nicht heißt, dass sie nicht doch eine Rolle spielen, weil der kleinstmögliche Eingriff auf dem sensiblen Eingehen auf die lokalen Gegebenheiten basiert. So wird von Lucius Burkhardt beispielsweise ein Bebauungsplan von Pavia angeführt, um zu illustrieren, was gemeint ist:

»Warum soll man zum Beispiel eine zu beplanende Fläche als eine Tabula rasa betrachten, auf der man den Launen einer bloßen Suche nach Formen freien Lauf

16 Dazu Kap. 7.2.

lassen kann, wenn auf diesem Grundstück nicht nur Bauernhöfe sind, deren Erhaltung der Bebauungsplan verlangt, sondern auch Geländestufen, Büsche, bescheidene Trampelpfade, Entwässerungskanäle, Anfänge einer städtischen oder bäuerlichen Landschaft von hohem Wert? Warum beansprucht man die Erfindung ex novo einer Siedlung auf einem weißen Blatt Papier, um danach, um der Bebauung Leben zu geben, wieder Geländestufen künstlich einzuführen, Baumgruppen zu pflanzen, Fußwege anzulegen und sogar einen kleinen See mit Wasser zu füllen, indem man die bestehenden Ansätze von Landschaft vernichtet und andere schafft, die schwerlich reizvoll werden?« (Burkhardt 1985, 246)

Die Frage ist leicht zu beantworten: Man tut dies, um die Honorarsumme zu erhöhen und daher muss allerlei vermeintlich origineller Zauber veranstaltet werden, wobei Burkhardt bezweifelt, dass es hinterher besser ist. Gute Planung heißt für ihn aber auch ein Eingehen auf die lokalen Eigenheiten, also auf die Eigenart, weil Individualität und Nutzbarkeit des Raums schwerlich künstlich wiederhergestellt werden können, sind sie erst einmal vernichtet. Daraus folgt die grundsätzliche methodische Ausrichtung der Kasseler Schule: Im Gegensatz zur sozialempirisch orientierten Freiraumplanung Hannoveraner Prägung, die in der Planung meist mit Befragungen arbeitet, soll vorzugsweise durch eine lebensweltlich sensible ›teilnehmende Beobachtung‹ und durch das Lesen der materiellen Spuren des alltäglichen Gebrauchs als ›Zeichen‹ sozialer Sachverhalte in den Freiräumen hermeneutisch eine intensive Kenntnis des Geländes und seiner Nutzungsgeschichte erworben werden.

Dieses Wissen, das die räumlichen Indizien der Nutzungen im Freiraum interpretiert und in alltagspraktische Kontexte stellt, wird auch »Kundigkeit« (Lührs 1994) genannt, denn es soll wie »Gebrauch« kein zweckrationales Kalkül beinhalten. Auf dieser Basis eines Verständnisses des individuellen Sinns von Freiraumausstattungen und Nutzungsgebräuchen sollen dann die aktuellen und historischen Gebrauchsspuren verstanden werden, um die Aneignungsmöglichkeiten der Räume qualitativ zu verbessern (vgl. Böse 1981, Kap. 7).¹⁷ Hierbei kommt insbesondere der vegetationskundlichen Analyse des Pflanzenbestandes als die Identität eines Raumes anzeigende ›Spur‹ eine entscheidende Rolle zu. Auf der Ebene des konkreten Umgangs mit der Naturlausstattung ist man allenfalls bereit, eine Art beobachtenden, beiläufigen ›Naturschutz‹ zu akzeptieren, also eine Praxis, die genau nachschaut, welche Biozönosen als Nebenprodukt von Nutzungshandlungen oder -unterlassungen entstehen, um zu verhindern, dass sie unnötigerweise zer- oder gestört werden (vgl. Hard 1998, 313–317) – wobei natürlich auch manche Vegetationstypen, wie die von der Kasseler Schule geschätzte Spontanvegetation, gerade auf Störung angewiesen sind.

17 Zum Spurenlesen ausführlich Hard (1995).

5.2.2 Tabu Gestaltung: Ökonomische Schönheit

Wie gezeigt, soll gute Planung möglichst wenig in den Bestand eingreifen, sodass für die Kasseler Schule mit dem Wert der Brauchbarkeit ein sparsamer Mitteleinsatz eng verbunden ist und zwar auf zweierlei Art: Zum einen soll Material nutzbringend eingesetzt werden, zum anderen sollen planerische Interventionen in die Freiräume möglichst minimal sein, um die lebensweltliche Aneignung nicht zu sehr zu reglementieren. Sparsamkeit ist damit die Voraussetzung für eine umfassende Zweckmäßigkeit, sodass Freiräume als Produkt »*minimaler planerischer Intervention bei maximaler Aneignungsmöglichkeit durch die Freiraumnutzer*« (Bellin-Harder 2009, 174) verstanden werden.

»Als vorbildlich wurden Freiräume angesehen, in denen möglichst langfristig etablierte Nutzungsspuren zu finden sind, mit deren wenigstens in Teilen ungeplanter Gestalt man innerhalb der Kasseler Schule zunächst vorbehaltlos einverstanden war, also auch mit ›Unkraut‹ (einschließlich Brennesseln etc.) als Bestandteil der nutzungsbedingten ›Patina‹. Kurz: Der mit Gebrauchsspuren angefüllte Ort wurde zugleich als erfolgreich geplanter, wie auch als in seiner Gestalt *richtiger*, weil weitgehend von den Nutzern hergestellter [...] Ort angesehen.« (Ebd., 175)

›Richtig‹ ist also, wenn auf diese Art und Weise eine charaktervolle und vielfältige Raumidentität entsteht.

Die fundamentale Ablehnung von künstlerischer Gestaltung zugunsten ›kundiger‹ minimaler Eingriffe und der Verfertigung von Freiräumen durch Nutzungen wird nicht nur auf Beobachtung gestützt, sondern auch theoretisch zu begründen versucht, insbesondere mit der Theorie Thorstein Veblens. Dieser hat eine ökonomisch motivierte Institutionenkritik formuliert, die scheinbar zur grundsätzlichen Intention der Kasseler Schule passt. Die dabei relevanten Begriffe sind die so genannte *finanzielle* und die *ökonomische Schönheit*. Die ökonomische Schönheit wird von Sauerwein (1995/96) wiederholt gegen einen in seinen Augen oberflächlichen Ästhetizismus des übrigen Fachs ins Feld geführt. Sie ist als formal sparsame und funktional eindeutige Gestaltung zu verstehen, während die finanzielle Schönheit von Veblen als Ergebnis des Verlangens der Oberschicht nach Prestige gekennzeichnet wird. Dieses Verlangen führe dazu, dass man sich mit unzweckmäßigen, oft durchaus hässlichen, aber teuren Produkten schmücke und eine Lebenshaltung des demonstrativen Konsums und der Enthaltung von produktiver Arbeit pflege, um zu zeigen, dass man sich das finanziell leisten könne (vgl. Veblen 2000).¹⁸ Im Umkehrschluss besteht das Ideal Veblens dann in einer sparsamen, funktionalen, schlichten und zweckmäßigen Schönheit. Das entspricht der landesverschönernden Einheit

18 Erste Veröffentlichung (1899).

von Schönheit und Zweckmäßigkeit, die vermittelt über den Werkbund auch Migge beeinflusste,¹⁹ also auch für den Funktionalismus kennzeichnend ist.

Die Rolle finanzieller Schönheit als soziales Distinktionsmittel wird von Hard in Einklang mit der Kasseler Schule auf die amtliche Grünplanung bezogen: »Während sie in ihrer Rhetorik nur ökologische und soziale Wohltaten im Auge hat, produziert die Grünadministration doch unentwegt das, was Veblen einmal ›finanzielle Schönheit‹ genannt hat (d.h. eine Ästhetik, die vor allem monetäre und politische Potenz symbolisiert).« (Hard 1998, 32) Hard meint mit dieser Aussage, dass die amtliche Grünplanung einen politisch-ökonomischen Stadtplan nachzeichne, »der sich vor allem am Bodenwert, am sozialen und ökonomischen Status des Quartiers sowie an der Repräsentativität und Sichtbarkeit der Lage« orientiere. Daraus folge also: Je teurer die Lage, desto höher die Investitionen (ebd.; vgl. auch Hülbusch 1981a) und desto aufwändiger auch die Gestaltungen und desto unzweckmäßiger und letztlich auch hässlicher. Als Beispiel für eine derartige Hässlichkeit und Dysfunktionalität wurden, wie erwähnt, die standortfremden Monokulturen von großflächigen Bodendeckerpflanzungen im öffentlichen Raum in den 1980er Jahren angeführt. In der Herstellung waren sie zwar nicht sonderlich teuer, weil die massenhaft produzierten Pflanzen überall zu bekommen waren, da sie aber nicht so pflegeleicht waren, wie versprochen, produzierten sie hohe Folgekosten bei einem tristen Erscheinungsbild. Einst weit verbreitet, sind sie daher mittlerweile weitgehend wieder aus dem Stadtbild verschwunden und haben billigem Gebrauchsrasen Platz gemacht. Aber auch dieser steht mit dem Klimawandel unter Druck.

Galt bislang die Verwirklichung einer schlichten funktionalen Schönheit in Tradition der Landesverschönerung sowohl im Heimatschutz als auch bei Jackson als eine künstlerische Gestaltungsaufgabe, so führt Veblens Glaube an eine durch Technik und Wissenschaften vorgezeichnete rationale gesellschaftliche Ordnung zu anderen Schlussfolgerungen, weil das zur Verschwendung und hohlem Prestigedenken neigende menschliche Verhalten dazu gezwungen werden soll, sich an sachlichen Gesetzmäßigkeiten zu orientieren. Veblen erhofft sich von der Entwicklung der industriellen Gesellschaft die Entwicklung einer *unpersönlichen Technokratie*, in der es letztlich *keinen Raum für menschliche Selbstbestimmung* gibt (vgl. Veblen 2000, 369–370). Auf der gestalterischen Ebene soll die Funktion eines Gegenstandes maßgeblich sein, sodass sich eine Nähe zum Funktionalismus ergibt. Dagegen opponiert die Kasseler Schule mit ihrer Konzeption des lebensweltlichen Gebrauchs und des minimalen Eingriffs: »Aus der Kritik des Güterverbrauchs als bloße Ostentation hat er (Veblen; d. Verf.) Folgerungen abgeleitet, die ästhetisch mit denen der neuen Sachlichkeit – wie sie gleichzeitig etwa von Adolf Loos formuliert wurden – praktisch mit denen der Technokratie aufs engste sich berühren.« (Adorno 1976, 82) Zwar

19 Vgl. Kap. 6.

ist mit dem Funktionalismus das Versprechen verbunden, durch günstige, funktionale sowie formschöne Alltagsgegenstände Arbeitserleichterung und damit Zeiterparnis und Muse für andere bereichernde Tätigkeiten zu schaffen, doch kann er, wenn er nur auf Standardisierung beruhende Effizienz bezogen ist, in monotonen Lebenswelten enden. Für Veblen ist das kein Problem, da er nicht für Emanzipation oder reichhaltige Lebenswelten kämpft, sondern gegen Verschwendungssucht und damit für mehr Effizienz: Durch technokratische Sachlichkeit soll daher ein auf objektiven und d.h. kausalen Gesetzmäßigkeiten beruhendes gesellschaftliches System von Zwängen etabliert werden, das auf nicht zu hintergehenden ökonomischen Erfordernissen ausgerichtet ist. Die Gesellschaft wird zur effizient funktionierenden Maschine, um so jede Willkür und überflüssige Prunksucht auszuschließen. Veblen tritt somit für die Etablierung jener technischen Moderne ein, gegen die nicht nur die Kasseler Schule, sondern früher schon die konservative Zivilisationskritik in Gestalt des Heimatschutzes antrat. Gegen die industrielle Vereinheitlichung der Welt hielt dieser das Prinzip der Individualität (Eigenart) hoch und förderte deshalb die Pflege lokaler Bräuche, den Denkmalschutz, den Heimatstil in der Architektur als Alternative zum Neuen Bauen und schließlich die Landschaftsgestaltung. Veblen sah wie der Heimatschutz in der Prunksucht des Gründerzeitalters, vor allem in der Architektur und bei den Inneneinrichtungen, repressive Züge. Doch setzt er nicht wie dieser auf die Pflege und Ausgestaltung der Landschaft als Ausdruck des kulturellen Ganzen im Sinne einer räumlich individuellen Einheit von charaktervoller Schönheit und Zweckmäßigkeit, sondern auf einen rationalen Konsum. Er »verlangt eigentlich nichts anderes, als daß die Massenproduktion, die den Käufer vorweg als ihr Objekt kalkuliert, in der Konsumsphäre endlich Farbe bekenne« (ebd., 87). In dieser Konsumgesellschaft ist die Kultur für Veblen »nie etwas anderes gewesen als Reklame, als Ausstellung von Macht, Beute, Profit« (ebd.).

Mit seinem Pragmatismus steht Veblen im völligen Gegensatz zu allen Traditionen der Landschaftsentwicklung, die letztendlich darauf basieren, dass sinnvolle Kultur darin besteht, eine umfassende kosmologische Ordnung weiter auszugestalten und in immer weiter entwickelter Individualität (Eigenart) und Vielfalt zu vervollkommen. Statt Fortschritt und Kultur in einen »organischen« Zusammenhang zu bringen, soll man sich an die unpersönliche Welt der Technik anpassen. Wichtig ist *Effizienz im Überlebenskampf* und nicht die Herstellung von Sinn. Daher nimmt er auch »die Forderung nach Sparsamkeit grimmig ernst« (ebd., 95). Das »Bild der Gesellschaft ist (seiner; d. Verf.) undeutlichen Rede von der Fülle des Lebens zum Trotz nicht am Glück gemessen, sondern an der Arbeit« (ebd., 94).

Dieses utilitaristische Gesellschaftsverständnis Veblens ist nicht mit dem emanzipatorischen Ansatz in der Freiraumplanung vereinbar, weil Aneignung als lebensweltlich-originelles, letztlich *schöpferisches* Tun bei der Verfolgung von alltäglichen Nutzungen definiert wird. Hier ist gerade die Entwicklung *individueller Autonomie* gegen die Zwänge des »Systems« zentral. Damit ist im grundsätzlich *funktionalen*

Rahmen von Architektur und Landschaftsgestaltung auch in der Freiraumplanung individuelle Gestaltung unverzichtbar. Auch hier sollen Eigenart und Vielfalt verwirklicht werden, die Frage ist nur, wer diese Gestaltungsaufgabe verwirklicht, professionelle Planung oder Laien, wie Migge sagen würde, mit ihren Gebrauchsinteressen. Daher lässt sich mit Veblen die Notwendigkeit einer staatlichen Bürokratie begründen aber nicht das Gegenteil, sodass die Berufung der Kasseler Schule auf ihn zwar seine Kritik an der Verschwendung von Ressourcen nutzt, seine technokratische Stoßrichtung aber ignoriert. Zwar leuchtet ein, dass finanziell verschwenderische Repräsentationsbemühungen lebensweltliche Gebrauchsinteressen ignorieren können, doch wäre dann, wenn daraus kein technokratischer Funktionalismus folgen soll, deutlicher herauszuarbeiten, was Veblen nach Adorno mit der Bezugnahme auf die ›Fülle des Lebens‹ nur andeutet, nämlich was der nicht-utilitaristische Gehalt von Freiraumplanung ist, der sich auf *vielfältige Individualität* beziehen muss. Davor schreckt die Kasseler Schule aus politischen Gründen zurück. Obwohl sie für die Ausführung eines alternativen Individualitätsbegriffs mit Migge eine theoretische Basis hätte, ist es dann leichter, Gestaltung einfach als ›elitär‹ abzutun. Migge vermeidet hingegen technokratische Konsequenzen, indem er auf Basis eines lebensphilosophischen Weltbildes für ›das Leben‹ im Rahmen eines bei aller Typisierung individualisierenden gestalterischen Ansatzes eintritt. Doch mit der Berufung auf ihn würde die Kasseler Schule in die Nähe von Gestaltungstheorien und deren Idealisierung natürlicher kosmologischer Ordnung geraten, wie sie im Heimatschutz und in Migges lebensphilosophischen Grundannahmen vorlag sowie heute noch die Landschaftsarchitektur umtreibt. Diese Nähe will sie aber um jeden Preis unterbinden.

Die Ausblendung politisch unliebsamer Verwandtschaften entwertet allerdings auf praktischer Ebene nicht die Forderung nach einem vernünftigen Mitteleinsatz und nach minimaler planerischer Intervention. Freiräume sind dann zunächst möglichst einfach und brauchbar zu *organisieren*, um dann – was die Kasseler Schule nicht erörtert hat – den einzelnen Freiraumelementen und auch dem gesamten Freiraum eine sinnige und qualitätsvolle Gestalt zu verleihen. Wesentlich ist für dann eine rahmengebende Grundaussstattung, wie ein begehbares aber vegetationsfähiges Substrat, sodass sich an den Rändern von Plätzen oder Wegen Spontanvegetation ansiedeln kann, sowie eine grundlegende Raumbildung mit Hecken und Bäumen. Wassergebundene Decken sollen den ›Fußboden‹ des ›Außenraums‹ bilden, Hecken die ›Wände‹ und Bäume das ›Dach‹. Mehr ist dann fast schon zu viel, weil die Aneignungs- und Veränderungsfähigkeit der Räume erhalten bleiben soll und weil jeder gestalterisch motivierten Veredelung der Freiräume der Verdacht unnötigen Aufwands, also des Dünkels finanzieller Schönheit, anhaftet (vgl. dazu auch das Notizbuch 2 der Kasseler Schule 1986). Stattdessen soll die Ausstattung einfach und solide ausgeführt sowie pfleglich behandelt werden: Handwerk ersetzt ›Kunst‹ und daher wird auch gerne von *Vegetationshandwerk* statt

von Pflanzenverwendung gesprochen. Dennoch sind auch im Rahmen eines handwerklichen Aufgabenverständnisses Gestaltungsspielräume vorhanden, sodass gerade bei der Pflanzenverwendung die Kasseler Schule einholt, was sie leugnet, nämlich, dass hier eine nicht rein an funktionale Zweckmäßigkeit gebundene Gegenstandslogik besteht, die darauf hinwirkt, die ›Fülle des Lebens‹ durch vielfältige und charakteristische Pflanzenbestände gestalterisch darzustellen. Die ›ökonomische Schönheit‹ der Pflanzenbestände ergibt sich angeblich zwar nur durch den Gebrauch, real wird ihnen aber eine darüber hinausweisende Ästhetik und damit eine sinnhafte Gestalt verliehen. Daher soll nun im Vorgriff auf die Darstellung der modernen Pflanzenverwendung in Kap. 8 auf den Kasseler Umgang mit der Ansaat von Vegetationsbeständen eingegangen werden. Er ist für die Methodik dieser Schule zentral und auch für ihre spezifischen Widersprüche. Er ist aber auch in Zeiten der Anpassung der Städte an den Klimawandel und des Artenschwundes immer noch hochaktuell.

5.2.3 Spontan und wild: Die Pflanzenverwendung der Kasseler Schule

Die Spontanvegetation entspricht aus der Perspektive der Vegetationskunde dem aktuellen Standortpotenzial der Stadt. Auf der Ebene der Pflanzenverwendung heißt dies für die Kasseler Schule zunächst, dass nicht etwa nutzlose Zierpflanzungen anzulegen sind, sondern dass grundsätzlich die von selbst aufkommende Vegetation zu tolerieren ist. Dadurch werde die Aneignungsfähigkeit der Freiräume verbessert, weil die Vegetationsbestände und die Abnutzungsspuren auf den ›Fußböden‹ die *Lesbarkeit* der Räume erhöhe, sodass konkrete Naturausstattung und Nutzungsspuren Orientierung bei der Aneignung gäben. Diese Lesbarkeit ergibt sich also nicht nur dadurch, dass z.B. ein Trampelpfad, also die Abnutzung der Bodenvegetation, eine Gehverbindung zwischen zwei Orten anzeigt. Vielmehr ist auch der jeweils vorkommende *Vegetationstyp*, also z.B. ein Trittrasen mit seinen spezifischen Arten, Ergebnis dieser Nutzung. Eine Brennesselflur zeigt hingegen eine überdünnte Schmuttecke an.²⁰ Das bedeutet, dass die Physiognomie und die Artenzusammensetzung eines Pflanzenbestandes mit seinem räumlichen Kontext in Verbindung gesetzt und im Hinblick auf die dadurch angezeigten Nutzungen interpretiert werden kann (vgl. Hard 1998). Diese Interpretationsleistung findet der Kasseler Schule zufolge auch beim ganz alltäglichen Verhalten in

20 Einzig Louis Le Roy konnte seinerzeit als Naturgärtner Brennesseln etwas abgewinnen. Er wurde dann aber wegen seiner ›reduzierten‹ Pflanzenverwendung, die vor allem auch auf die natürliche Sukzession baute, von den Vertretern der naturalistischen Pflanzenverwendung in den Niederlanden kritisiert; vgl. Kap 8.2. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive bricht Fischer (2017) eine Lanze für die Brennessel.

Freiräumen statt: Man weiß intuitiv ohne große Artenkenntnisse, was von Brennesseln in bestimmten Ecken zu halten ist. Und umgekehrt gelten blütenreiche Pflanzenfluren als schön und ›ökologisch wertvoll‹, sodass mit ihnen Freiräume aufgewertet werden können. Trittrassen, Pflastervegetation und spontan aufgekommene Gehölze vermitteln als ›grüne Patina‹ wiederum einen Eindruck vom Alter eines Freiraums. Vermittelt über die ästhetische Rezeption der Raumgestalt, zu der auch die Pflanzen gehören, erfolgt eine symbolische Raumorientierung und eine intuitive Beeinflussung von Handlungen (vgl. Kienast 1978, Trepl 1991a). Neben dieser alltagsweltlichen Lesbarkeit können die Vegetationstypen aber auch mittels der vegetationskundlichen Methodik präzise beschrieben und professionell im Hinblick auf die historischen und aktuellen Nutzungen interpretiert werden, die diese Typen formiert haben. Die vegetationskundliche Arbeit dient dann dazu, die Freiräume besser zu verstehen, eine einfache, aber robuste Grünstruktur bestehend aus Bäumen und Hecken aufzubauen sowie die weitere geplante und spontane Vegetationsentwicklung zu begleiten, d.h. pflegerisch einzugreifen, um das Entwicklungsziel zu sichern. Dieser Theorie ist man in der Kasseler Schule allerdings nur bedingt gefolgt.

Denn natürlich kann die Vegetationskunde auch als Grundlage dafür dienen, mit Pflanzenbeständen zu gestalten und das heißt, standortgerechte naturnahe Pflanzenkombinationen für bestimmte Freiflächensituationen, insbesondere an den Rändern von Nutzungen, zu entwerfen. Zwar wurde es nicht offen zugegeben, aber die AG Freiraum und Vegetation innerhalb der Kasseler Schule gestaltete auch das, was eigentlich von selbst kommen sollte: Auf ihren Experimentierflächen, den Außenanlagen der damaligen Gesamthochschule Kassel, wurden in den 1980er Jahren geplant verwilderungsfähige Zierpflanzen, schönblühende Neophyten, ebenfalls oft ehemalige Zierpflanzen, und Arten des nordhessischen Trockenrasens bzw. thermophiler Säume nach Blühzeitpunkten abgestimmt eingebracht. Die Samen waren hierzu in der Kasseler Umgebung gewonnen, sorgfältig gereinigt, gewogen und ergänzt mit gekauften Arten zu Saatgutmischungen verarbeitet worden. Die Arten des Trockenrasens und seiner thermophilen Säume wurden verwendet, weil man mit verschiedenen mageren Schottersubstraten experimentierte, um die Produktivität der Standorte zu senken und überflüssige Biomasse zu vermeiden. Diese hätte letztlich nur Abfall dargestellt, der hätte kompostiert werden müssen, ohne dass man für den Kompost Verwendung gehabt hätte, weil die Flächen mager bleiben sollten. Gleichzeitig sind diese Substrate geeignet, um die gewünschte prinzipielle Begehrbarkeit der Flächen als Grundlage der Aneignung herzustellen, sodass sich Ansaaten und Gebrauch gegenseitig einspielen können. Im Grundsatz wurden somit Rohböden hergestellt, die als Pionierstandorte »von einer vollständig anderen Artengarnitur besiedelt« werden als normale urbane Standorte. »Hier kamen die Arten der Kalk- und Sandmagerrasen notwendig zum Einsatz. Sie mussten zumindest als Platzhalter für die vermuteten dauerhaften

nutzungsstabilisiert auftretenden Pflanzengesellschaften eingesetzt werden.« (Bellin-Harder 2009, 183) Diese Äußerung Bellin-Harders ist eine etwas gezwungen rationale Erklärung dieser Gestaltungsversuche, denn natürlich kommen auch die urbanen Arten spontan auf derartigen Substraten, nur sind sie nicht immer so attraktiv wie die Arten der Trockenrasen und thermophilen Säume. Man wollte daher wohl vor allem unansehnliche Brachestadien vermeiden, weil diese als Ausdruck von Unordnung und Nachlässigkeit sozial negativ konnotiert sind, obwohl das von der Theorie her nicht vorgesehen war, weil *jede* Form von Vegetation Ausdruck des Standortpotenzials und damit prinzipiell ›gut‹ ist.

Mit den Trockenrasenarten wurden auch klassische Naturschutzobjekte in die Stadt importiert. Jedoch geschah das *nicht* aus einer naturschützerischer Intention heraus im Sinne einer ›ökologisch‹ orientierten Naturgärtnerei. Ziel war auch nicht, seltene oder attraktive heimische Arten in die Stadt zu transferieren, um ihnen neue Areale zu erschließen. Vielmehr wurde die Naturgartenidee der 1980er Jahre gerade kritisiert, weil mit Naturschutz immer Aneignungsverbote verbunden seien und damit »Gärten gegen Menschen« (Kienast 1981) angelegt würden.²¹ Ein historisch durch Schafbeweidung hergestellter Pflanzenbestand aus heimischen Arten wurde also an städtische Standorte gebracht, weil ein Trockenrasen der blütenreichste Vegetationsbestand in Mitteleuropa ist, der zu den gewünschten mageren Standortbedingungen passt. Da diese Pflanzen einen physionomischen Kontrast zu den üblichen urbanen Arten bilden, sind sie in der Stadt gewissermaßen Exoten und fallen auf. Sie signalisieren damit, dass für die entsprechenden Standorte Sorge getragen wird. Mit diesem Vorgehen wurden – lange bevor man über insektenfreundliche Ansaaten nachdachte – Prinzipien der naturnahen Pflanzenverwendung genutzt (standortgerechte Funktionalität, Zierwert), die man früher einmal der Bodenständigkeit zugeordnet und die vermittelt über Tüxen zur Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen geführt hatte.²² Obwohl sich die Kasseler Schule auf Tüxen berief, hätte sie aber aus politischen Gründen vehement gegen diese Interpretation protestiert. Das ändert jedoch nichts daran, dass man die gleichen fachlichen Prinzipien, nur eben in einem anderen politischen Kontext, d.h. in der Planung ›von unten‹, anwandte: Damit etablierte sich mit der Kasseler Schule neben der Naturgärtnerei und der Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen ein weiterer Ansatz, der zwischen diesen beiden Ausrichtungen stand und bis auf die Ausnahme verwilderungsfähiger Zierarten weitgehend einheimische Wildstauden verwendete.

Letztendlich stellt dieser Ansatz im Hinblick auf die Pfleg- und Nutzbarkeit von Freiräumen eine sehr lebensnahe Position dar. Festzuhalten bleibt ferner, dass für die Kasseler Schule auch die eingesetzten Zierpflanzen nicht den spontanen

21 Kienast hat bei Hüllbusch mit einer Arbeit über die Stadtvegetation Kassels promoviert; vgl. Kienast (1978).

22 Vgl. Kap. 8.1.

Charakter und die Anpassungsfähigkeit der Ruderalvegetation an Nutzungen beeinträchtigen durften: Eben darum mussten sie robust und verwilderungsfähig sein und daher kamen keine hochgezüchteten Sorten zum Einsatz, sondern einfache Formen wie Färberwaid, Goldlack, Kalifornischer Mohn, Gartenformen von Akelei oder Spornblume. Letztere hat sich auf Wuchsorten, die denen im Süden Europas ähneln, wo sie wild vorkommt, nämlich an den Sockeln von Gebäuden und z.T. auf Mauern, dauerhaft etabliert, während vor allem die ein- oder zweijährigen Arten mit dem Schließen der Vegetationsbestände erwartungsgemäß verschwunden sind und sich nur dann aus der Samenbank regenerieren, wenn es durch Störungen zu Lücken im Bestand kommt. Um diese Form von ›Gestaltung‹ ideologisch rechtfertigen zu können, wurde das künstliche Einbringen von schön blühenden Arten gebrauchswertorientiert gedeutet und betont, dass man Blumen pflücken könne (vgl. Sauerwein 1995/96, 107), selbst wenn dieser Gebrauchswert ziemlich banal ist (vgl. ebd., 132). Banalität ist aber in der Kasseler Schule nicht negativ konnotiert, weil es ihr keinesfalls um künstlerische Originalität geht. Über den Gebrauchswert des Schönen hinaus hat der spontane Charakter der Vegetation zusätzlich noch eine symbolische Bedeutung, die ebenfalls nur angedeutet wurde (vgl. Bellin-Harder 2009, 181): Das Spontane ist das urbane Wilde und daher ist die Spontanvegetation²³ zusätzlich Symbol von Herrschaftsfreiheit und Widerstand der ungezwungenen und selbstbestimmten Lebenswelt gegen die Administration, sodass sich Spontanatur und eine Stadtkultur ›von unten‹ ergänzen (vgl. Sauerwein 1995/96, 14). Da die äußere Spontanatur quasi der inneren Spontanität der Subjekte korrespondiert, wird damit nicht nur an eine kulturelle Ebene der Freiraumplanung appelliert – wie könnte es auch anders sein, wenn man nicht einer reinen Technokratie im Sinne Veblens das Wort reden möchte –, sondern unerkant auch ein klassischer Topos der Theorie des Landschaftsgartens und der Wildnisidee reanimiert. Denn auch hier ist die natürliche Produktivität ein Spiegel der inneren Produktivität des bürgerlichen Subjekts.²⁴

Die ›linke‹ freiraumplanerische Interpretation dieses Teils der Theorie der Landschaftsgestaltung ist mit dem über Tüxens Konzeption der Vegetationskunde transportieren konservativen Gedankengut bezüglich der Bedeutung des Standortpotenzials verbunden. Wie in der traditionellen Landschaftsgestaltung soll dieses Potenzial erkannt und gestalterisch ausdifferenziert werden. Auch hier wird daher das be-

23 Bellin-Harder bevorzugt wie der Autor den Begriff Spontanvegetation statt Ruderalvegetation (rudus = Schutt), »weil er allgemeiner jegliche nicht absichtsvoll eingebrachte Vegetation umfasst. Dies schließt auch verwilderte Kulturarten oder so genannte Neophyten mit ein. Der Begriff ›ruderal‹ intendiert für viele bereits Nachlässigkeit, Unkultiviertheit u. ä., ist also in Teilen negativ besetzt und bezieht sich häufig auf jene Vegetationsanteile, die deutlich als Brache erkennbar sind [...]« (Bellin Harder 2009, FN 24)

24 Vgl. Kap. 2.1.2; 4.2.1.

hutsame Eingehen auf die lokale Eigenart und Artenvielfalt gefordert, selbst wenn darüber unter dem Schlagwort des minimalen Eingriffs nur verdeckt gesprochen wird. Die emanzipatorischen Motive der Schule führen zur Verschleierung einer im Grundsatz zutiefst traditionellen, gleichwohl aber handwerklich sehr sinnvollen Position, die in neuartiger Form, d.h. im Kontext urbaner Freiraumplanung, angewandt wird.

Da sich die Kasseler Schule nicht auf eine selbstreflexive Untersuchung ihrer Position einlässt, muss die inhaltlich instabile Abgrenzung zum Naturschutz, zur Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur auf der Ebene der handlungsleitenden Gesinnung umso deutlicher ausfallen, sodass auch hier, wie in der übrigen Freiraumplanung, das ›kritische‹ Bewusstsein des Einzelnen zentral wird: Der vehemente Kampf gegen ›das System‹ wird Pflicht. Man stritt sich daher seinerzeit ausgiebig mit der Hochschulverwaltung über die richtige Pflege der angesäten Pflanzenbestände, wobei an diesem Streit sicherlich auch die Verwaltung einen Teil der Verantwortung trug. Heftig umstritten war auch die Art der Pflanzung und Pflege von Straßenbäumen, die von der Kasseler Schule propagiert und die bei der Stadtverwaltung mit den 7000 Eichen von Beuys angewandt wurde (vgl. Körner und Bellin-Harder 2009). Der Absolutheitsanspruch der Schule allerdings, der dem ihrer Gegner in nichts nachstand, aber auch ihr interner autoritärer Charakter, der durch die Person von Hülbusch entstand und von seiner willfähigen Schülerschaft getragen wurde, trug erheblich dazu bei, dass sie Sektencharakter annahm. Bis heute kreisen ihre in der AG Freiraum und Vegetation verbliebenden letzten Protagonisten um sich selbst, was sich u.a. darin ausdrückt, dass sie seit geraumer Zeit nur noch in ihrer eigenen Schriftenreihe publizieren, zu der ›Fremde‹ keinen Zutritt haben. Und auch aus dem innersten Zirkel kann man schnell verstoßen werden, wenn man auf sein eigenes Denken besteht.²⁵

Diese dogmatische Haltung ist leider mit Ursache dafür, dass die Fachgemeinde die praktisch sehr relevanten Erkenntnisse der Kasseler Schule weitgehend ignoriert hat. Zwar wird vor allem die Rolle der auf der Vegetationskunde und der Beobachtung erprobter Freiraumausstattungen basierenden urbanen Pflanzenverwendung nicht in Abrede gestellt, zumindest nicht verbal. Doch ist z.B. weitgehend in Vergessenheit geraten, dass mit der Technik der Abmagerung von Standorten mit Schotter und mit dem Einbringen attraktiver und regenerationsfähiger weitgehend ›heimischer‹ Vegetation schon sehr frühzeitig ein Kerngedanke der aktuellen extensiven Staudenverwendung formuliert wurde.²⁶ Er begann sich ab den 1990er Jahren

25 Wer hier ausschert, wird wie Bellin-Harder aus der Schule verbannt und dann als Feind behandelt. Im Einzelnen ist dies nur sozialpsychologisch zu erklären und soll nicht Gegenstand dieses Buches sein.

26 Als Ausnahme vgl. Kühn (2003).

durchzusetzen, weil er praktisch für die Reduktion von Pflege so relevant war. Viele heute im Kontext der Steigerung der urbanen Artenvielfalt praktizierten Ansätze enthalten daher Elemente von ihm, wie die Verwendung heimischer Arten und lokaler Kies- und Schottermaterialien oder könnten von den Erkenntnissen der Kasseler Schule profitieren.²⁷ Im Gegensatz zur Arbeit der Schule sind dagegen vegetationskundliche Langzeitbeobachtungen von künstlich eingebrachten Pflanzenbeständen, die Aufschlüsse über ihre Haltbarkeit erlauben würden, in der herkömmlichen Pflanzenverwendung wenig üblich.

Die vom Fachgebiet Landschaftsbau, Landschaftsmanagement und Vegetationsentwicklung fortgeführten Versuche mit Wild- und Kulturformen von Pflanzen bei z.T. großflächigen Ansaaten auf dem Universitätsgelände in Verein mit dem Tolerieren spontanen Gehölzaufwuchses zeigen, dass eine derartige vegetationskundlich gestützte und nutzungsorientierte Pflanzenverwendung auch große Vorteile nicht nur für eine Verringerung des Ressourceneinsatzes bietet (keine Düngung, Wässern nur von Einzelpflanzen zur Unterstützung des Anwachsens, Reduzierung der Mahd), sondern auch von großem Interesse für den urbanen Naturschutz ist. Je nach Konjunktur einzelner Futterpflanzen, wie z.B. der Wilden Möhre, kommen dann durchaus auch Schwalbenschwänze mitten in der Stadt vor, von den vielen Wildbienen ganz zu schweigen, die vom Blütenreichtum und von offenen Bodenstellen profitieren. Die Saumbestände aus Wegwarte, Flockenblume aber auch Disteln und Beifuß ziehen Schwärme von Stieglitzen an. Selbst Feldhasen lassen sich regelmäßig beobachten, auch in dicht bebauten Bereichen. Immer wieder gesichtete Gartenrotschwänze konnten an der Bibliothek zumindest im Sommer 2021 erfolgreich ihre Brut aufziehen. Diese erkennbare Vielfalt an z.T. sehr selten gewordenen Arten, die zunehmend auch Laien auffällt, und von Pflanzen, die sich selbst bei großer Trockenheit halten und bis in den Herbst eine ständig verändernde Fülle von Blüten hervorbringen, sowie die gemäßigte Wildheit der Bestände, d.h. ihre sichtbare Spontanität, begeistert immer wieder Universitätsangehörige und Besucher. Neben der verwinkelten Struktur der postmodernen Architektur aus den 1980er Jahren stellen daher die verschiedenen thermophilen Säume entlang der Gebäude auf dem ›alten‹ Campus, kombiniert mit älter werdenden Bäumen und Hecken, Wandbegrünungen und temporären Brachen eine wichtige Grundlage für das reichhaltige Tierleben und damit für das Naturerleben auf dem Campus dar.²⁸

27 Wie z.B. die vom BfN finanzierte Kampagne »Tausend Gärten – tausend Arten – zur Steigerung der Verwendung heimischer Arten im Garten; vgl. <http://www.tausende-gaerten.de>, Zugriff 07.12.2020. Vgl. dazu Kap. 8.3.5.

28 Vgl. den Beitrag »Tiere auf dem Campus«: www.uni-kassel.de, Zugriff 07.12.2020; vgl. auch das naturschutzfachliche Gutachten über die Flächen: Harrer und Hirschauer (2022).

Die Pflege ist einfach und orientiert sich an traditionellen landwirtschaftlichen Pflegepraxen: Die Staudenfluren werden meist nicht als zweischürige Wiese behandelt, sondern aus Gründen der Ausnutzung der Blüte bis in den Hochsommer und der Minimierung von Arbeit i. d. R. nur einmal im Jahr gemäht, entweder im Spätsommer und Frühherbst oder im Frühjahr vor dem Austreiben der Geophyten. Allerdings gibt es auch Bereiche, die so produktiv geworden sind, dass sie zweimal im Jahr geschnitten und dann als Wiesen behandelt werden. Dann remontieren auch manche Stauden und blühen noch im Herbst. Spontan gekommene Gehölze werden entweder aufgeastet oder sporadisch auf Stock gesetzt. Ansonsten werden Wurzelunkräuter in ihrer Etablierungsphase selektiv bekämpft oder, wo es geht, toleriert. Müll, der sich in den Flächen aufgrund der gegenüber Rasen größeren Oberflächenrauigkeit fängt, wird entfernt und eine Randkontrolle bzw. -pflege durchgeführt, damit nach Regen keine nassen Stauden in die Wege hängen oder sich Beifuß oder Goldruten etablieren und dann in die Flächen expandieren. Dem gleichen Zweck dient die Mahd vor oder zum Zeitpunkt der Goldrutenblüte, nicht nur, weil dann keine Samen ausgebildet werden, sondern weil die Pflanzen dann auch am meisten Kraft in die generative Vermehrung stecken und so am stärksten geschwächt werden können. Diese Bekämpfung typischer Arten der städtischen Spontanvegetation hat vor allem den Sinn, das Überwuchern der Restvegetation zu verhindern, denn Beifuß kann z. B. leicht 1.80 m hoch werden und damit alle anderen krautige Arten unterdrücken. Es handelt sich also bei einmal gemähten Beständen nicht um ›Blumenwiesen‹, sondern im Prinzip um aus praktischen Gründen stabilisierte Brachestadien oder thermophile Säume, die zugunsten der Förderung einer blütenreichen und weitgehend heimischen Artenvielfalt sparsam, aber intelligent gepflegt werden. Andernorts werden Beifuß, Goldrute oder Ackerkratzdisteln aber auch toleriert, weil Distelfinken und Spatzen ihre Samen schätzen.

5.2.4 Wildnis in der Stadt: Die Brache als emanzipatorischer Ort, stadtoökologisches Freilandlabor und urbaner Urwald

Die Wertschätzung der urbanen Spontanvegetation ist nicht nur für die Kasseler Schule kennzeichnend. Sie prägte zum einen in den 1980er und 1990er Jahren die gesamte Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung. Zum anderen wird sie auch in der Stadtoökologie als schützenswerter aktueller Ausdruck des Naturpotenzials in der Stadt angesehen. Da man letztlich nicht weiß, wohin die weitere Sukzession führen wird, sind insbesondere Brachen, wie das Berliner Südgelände oder das Gleisdreieck, die mittlerweile beide zu Parks umgestaltet wurden, aber immer noch Partien mit der ›ursprünglichen‹ Spontanvegetation aufweisen, gewissermaßen Freilandlabore, in denen erprobt wird, welche Form wilder Natur in der Stadt künftig gedeihen kann. Wie in der Kasseler Schule wird auch in der Stadtoökologie darauf verwiesen, dass dieses Potenzial wesentlich von menschlichen Nutzungen,

d.h. von sozialen Handlungen geprägt wird und somit kein Gegensatz von ›Mensch‹ und vielfältiger und typischer Natur besteht (vgl. z.B. Sukopp 1990, Rebele 1991, Kowarik 1992a, 1992b, 1993, Rebele und Dettmar 1996, Sukopp und Wittig 1998, Wittig 2001, Wiegleb 2002; dazu ausführlich Körner 2005a, Kap. 3). Insofern passen stadt-ökologischer Schutz von urbaner Wildnis und landschaftsarchitektonische Arbeit an urbanen Räumen gut zusammen. Daher wurde auch in den 1990er Jahren eine Zusammenarbeit in den alten Industrieregionen praktiziert. Allerdings kritisiert die Kasseler Schule zum einen, dass durch den Naturschutz und seine üblichen Betretungsverbote die Aneignung von Flächen verhindert oder reglementiert werde. Zum anderen werde durch offizielle Gestaltung nicht nur die ökologische, sondern vor allem auch die soziale Identität von Freiräumen und die Autonomie der Nutzer zerstört. Diese Kritik wird im Hinblick auf die Naturerfahrung auch unabhängig von dieser Schule geäußert (vgl. Herbst und Mohr 2003).

Im Fall der städtischen Brachen und der auf ihnen vorkommenden Ruderalvegetation besteht ihre alltägliche Bedeutung zunächst darin, dass sie überwiegend als uneindeutige, oft sogar als abstoßende, verwilderte und nutzlose Unorte gelesen werden. Vor noch nicht allzu langer Zeit galten sie daher keineswegs als bemerkenswerte städtische Naturstandorte, sondern eher als ›Landschafts- und Stadtwunden‹, da sie nicht in das Bild einer harmonisch geordneten und deshalb als schön und charakteristisch bzw. als ›gesund‹ empfundenen Natur passten. Die Kritik daran war der Ausgangspunkt der erwähnten Diplomarbeit Hülbuschs und in Folge der Entwicklung einer stark vegetationskundlich geprägten Freiraumplanung. Brachen haben aber auch einen besonderen Reiz, der über ihre Naturausstattung hinausgeht, weil sie aus dem System der ökonomischen Verwertung herausgefallen sind. Sie verkörpern nicht nur eine von der Natur ›spontan‹ zurückeroberte Sekundärwildnis, sondern sind auch besonders aneignungsfähig, weil kein Verwertungsinteresse auf ihnen lastet (vgl. Hülbusch 1981b). Daher markieren sie einen befreienden Raum zwischen Kultur und Natur, zwischen Unort und Freiraum,²⁹ und da sie somit einen Eindruck von Herrschaftsfreiheit vermitteln, sind sie gerade für Ansätze, die den Aneignungsbezug von Planung besonders betonen, attraktiv. Was für die einen die Wildnis ist oder die Stadt, ist für die anderen die städtische Brache: ein symbolischer Ort.

Die Tatsache aber, dass dieser Ort für fast alle Strömungen der Landschaftsentwicklung interessant ist, liegt an der durch diese ambivalente Stellung erzeugte Unkonventionalität seiner ›Ausstrahlung‹ (vgl. Eisel et al. 1998). Er hat eine oft intensive industrielle Nutzungsgeschichte, gleichzeitig profitiert er von der Bedeutung der Wildnis, bzw. der von Verwilderungsprozessen, als symbolisches Gegenüber des freien und produktiven Subjekts. Auf der Bildebene entspricht die Brache dem Typ einer halboffenen Landschaft, denn sie wird aufgrund heterogener Substrate und

29 Zur kulturellen Bedeutung der Brache vgl. zusammenfassend Schäfer (2001, 78–79).

immer wieder stattfindender Störungen gewöhnlich durch verschiedene Sukzessionsstufen, also durch blütenreiche Pionierstadien, Hochstaudenfluren und Gehölzgruppen, geprägt. Sie ordnet sich daher in die anderen wertgeschätzten Natur- und Landschaftstypen ein, die in immer wieder veränderter Gestalt das Urbild Arkadiens verkörpern, wie die traditionelle Kulturlandschaft, der Landschaftspark, die halboffene Baumsavanne, der Hutewald, der Trockenrasen und die Heide. Die Brache ist sozusagen die *urbane Form arkadischer Savannensituationen*. Diese Ausstrahlung muss auf der einen Seite in jedem Fall bei einer aneignungsorientierten Gestaltung gewahrt bleiben. Auf der anderen Seite müssen nicht nur Nutzungsspuren toleriert, sondern auch gewissermaßen ›beruhigende Zeichen‹ – sei es in Form von ›Kunst‹, seien es andere gestalterische oder pflegerische Interventionen – gesetzt werden, die deutlich machen, dass es sich eben doch nicht nur um einen Unort handelt, also um eine (vermüllte) ›Kultursteppe‹. Der spontane Charakter darf daher nicht in einen ruderalen kippen, sodass signalisiert wird, dass es sich hier nicht um schäbige Restflächen handelt, die aus der ökonomischen Verwertung herausgefallen sind, sondern letztlich um das Höchste: *die Einheit von Kultur und Natur in neuer, sowohl intendierter als auch nicht intendierter Form*. Das hat die Kasseler Schule in ihrem Rahmen praktiziert und das ist auch der Grund dafür, dass die Stadtbrachen dann bei ihrer Erhaltung in landschaftsarchitektonische Konzepte eingebunden und teilweise mit allerlei ›Landart‹ verziert wurden.

5.3 Zwischen Fundamentalopposition, politischer Anmaßung, inhaltlicher Beliebigkeit und »Sozialem Naturideal« Zur Situation der Freiraumplanung

Der emanzipatorische Anspruch übergreift sowohl die Kasseler Schule als auch die Hannoveraner Ausrichtung der Freiraumplanung. Praktisch bedeutet dies die Einbeziehung der Alltagsperspektive der ›Betroffenen‹ (Gebrauchsorientierung), sodass Planung zum Vehikel von Emanzipationsprozessen werden soll. Ergänzt wird diese Praxis – zumindest dem Anspruch nach – durch die kritische Reflexion von Planung. Im Hannoveraner Fall richtet sich dieser Reflexionsanspruch auf die Entlarvung der Aktivitäten führender Fachpersönlichkeiten der Nachkriegszeit im Dritten Reich und den Nachweis nicht nur personeller, sondern auch inhaltlicher Kontinuitäten, im Kasseler auf die ›handwerklichen‹ Fehler vorzugsweise der öffentlichen Verwaltung aber auch der Landschaftsarchitektur bei der Anlage von Freiräumen. In beiden Fällen ist ein stark verurteilender Gestus der Theoriearbeit zu beobachten. Doch je konkreter die beiden Strömungen bei ihren Planungsempfehlungen im Einzelnen werden, desto mehr nähern sie sich wieder dem kritisierten Mainstream der Landschaftsentwicklung an: Sei es im Hannoveraner Fall, weil man letztlich bei allen Versuchen, sie politisch umzudeuten, inhaltlich

doch an der tradierten Idee der Landschaft festhält, sodass z.B. konkrete nationalsozialistische Konzepte der Pflanzenverwendung, wie die Anreicherung von Hecken mit Fruchtgehölzen, als »aktive Naturaneignung« dann doch bejaht werden müssen,³⁰ sei es, dass man kein Wort über die landschaftsplanerische Integration des aus dem Dritten Reich stammenden Aufgabenfeldes in das administrative System der Bundesrepublik verliert und damit letztlich die Kontinuitäten billigt. Vor allem aber die Kasseler Schule nähert sich aus pragmatischen Gründen wieder den »alten« Prinzipien der Landschaftsgestaltung an, nämlich der Vereinbarkeit von »Zweckmäßigkeit und Schönheit« durch die Berücksichtigung standörtlicher alltagskultureller und natürlicher Potenziale, selbst wenn sie die Verwendung von Begriffen wie Kultur, Schönheit, Eigenart, Vielfalt und Heimat kategorisch ablehnt.

Der Grund dafür ist, dass sie wie die Hannoveraner Schule in keinem Fall in die Nähe konservativer, wenn nicht gar völkisch-rassistischer Auffassungen gelangen möchte, die einen Widerspruch zum eigenen »linken« Sendungsbewusstsein erzeugen würden. Daher hebt Frank Lorberg, Mitglied der AG Freiraum und Vegetation, für die Kasseler Schule deren kulturelle Einbindung in die Entwicklung der Umweltbewegung und die Nähe zu Bürgerbewegungen der 1970er Jahren hervor:

»Mit der Betonung der Selbstbestimmung über die Bedingungen der Reproduktionsarbeit (Verfügung über die lokalen Ressourcen zur Bewältigung des eigenen Alltags; d. Verf.) und der Hinwendung zu lokalen Initiativen wird eine staatliche Daseinsvorsorge, wie sie für das Verständnis der Landespflege³¹ (Mädling 1942; Buchwald et al. 1964) und des Städtebaus in der Charta von Athen (Le Corbusier 1941) üblich war, als heteronome Bestimmung über die räumlichen und sozialen Bedingungen der Alltagsarbeit abgelehnt.« (Lorberg 2012, 72)

Diese Ablehnung resultiert daraus, dass zwar ein »Umweltbewusstsein« für die Kasseler Schule grundlegend gewesen sein mag, die technische Umsetzung von Umweltschutz durch politische Administrationen aber in Widerspruch zu ihrem lebensweltlich orientierten Ansatz steht. Innerdisziplinär führte dies sowohl zur Ablehnung der Landschaftsplanung als Teil staatlicher Daseinsvorsorge, als auch der Landschaftsarchitektur, die ebenfalls zu großen Teilen im Auftrag der öffentlichen Hand tätig ist und zusätzlich von einem künstlerischen Aufgabenverständnis getrieben wird. Die Kasseler Form von Freiraumplanung wollte hingegen nicht nur entschieden zur sozialen Autonomie und damit auch zur Selbstverantwortung und -versorgung in der Stadt beitragen (vgl. Bellin-Harder 2017), sondern lässt sich vermittelt über das Ideal des »kleinstmöglichen Eingriffs« und des daraus

30 Vgl. detailliert Körner (2001, Kapitel 5.2.2). Diese Darstellung wurde von der Hannoveraner Schule nie widerlegt.

31 Lorberg verwendet statt Landschaftsplanung den älteren und für das Fach bis in die 1960er Jahre allgemein gültigen Begriff Landespflege.

folgenden sparsamen und lokal angepassten Mitteleinsatzes direkt an die Idee der Nachhaltigkeit anschließen. Daher sind mit der Wertschätzung erfolgreicher historischer Lösungen der stadträumlichen Organisation, von Nutzungstraditionen und lokaler Materialien (einschließlich Pflanzen) zumindest wertkonservative Elemente in ihrem Weltbild zu verzeichnen. Sie wurden aber von der Kasseler Schule nicht eingestanden.

Die Hannoveraner Freiraumplanung gab sich politisch ebenfalls uneingeschränkt progressiv, sodass, wie in der Landschaftsarchitektur, die Orientierung an der Natur als Maßgabe gesellschaftlicher Entwicklung als unangemessener Naturalismus galt, der überdies an den Rassismus anbindungsfähig war. Doch war die empfohlene pauschale Alternative, auf die ›Bedürfnisse der Betroffenen‹, vorzugsweise die der ›Unterprivilegierten‹, zu achten, inhaltlich weitgehend nichtssagend und damit auch kein stabiles Bollwerk gegen ›rechte‹ Positionen. Zwar führte Nohl aus, dass die jeweiligen Bedürfnisse immer vor dem biografischen Hintergrund der Einzelnen zu betrachten seien (vgl. Nohl 1980, 48), weil sowohl auf das Individuum einzugehen war, als auch nicht im Einzelnen zu bestimmen war, welche Bedürfnisse ›wirklich‹ emanzipatorisch sind (vgl. ebd., 59).³² Doch ließ sich der Widerspruch aus individuellen und u.U. nicht fortschrittlichen Bedürfnissen und dem allgemein vorausgesetzten Wert der Emanzipation nicht auflösen, sodass letztlich die ›Betroffenen‹ im humanistischen Geist ›ästhetisch‹ zu erziehen waren, um ihrer Emanzipation nachzuhelfen.³³ Wegen ihrer antinaturalistischen Perspektive bot das Umweltthema der Hannoveraner Freiraumplanung keine wirkliche Orientierung, auch wenn sich hier eine neue gesellschaftliche Konfliktlinie auftat, mit der der gesellschaftlichen Revolution vielleicht doch noch zum Durchbruch verholfen werden konnte.

»Der gescheiterten, vielfach dogmatisch erstarrten Protestbewegung der Jahre nach 1968 versprach das Thema ›Umwelt‹ den Abschied vom Proletariat dadurch zu versüßen, daß sich hier eine neue antikapitalistische Konfliktfront aufzutun schien. Hatte sich das industriekapitalistische Industriesystem in seinem sozialen Kern, im vielbeschworenen Grundwiderspruch von Lohnarbeit und Kapital, als erstaunlich sattelfest erwiesen, so konnte es der Konflikt zwischen Industrie und Natur vielleicht noch ins Wanken bringen.« (Sieferle 1991, 273)

Nohl versuchte daher zwar, seine Theorie dem veränderten Zeitgeist anzupassen, indem z.B. Park und Garten zu »Illustrationen für das versöhnliche Zusammenwirken von Mensch und Natur, für das noch nicht entzweite Naturganze« erklärt wurde (Nohl 1985, 179), oder die Wiederverwendung gebrauchter Materialien in so

32 Dazu ausführlich Körner (2001, Kap. 5.3.3; 5.3.4).

33 Vgl. ausführlich (ebd., Kap. 5.3).

genannten wohnungsfernen Gärten (Klein- und Mietergärten, Dauercampingparzellen) zum Ausdruck eines rücksichtsvollen Umgangs mit der Natur (vgl. ebd., 180), doch ist die Sorge um deren Bewahrung traditionell ein konservativer Topos. Daher ließ sich nur mühsam eine rein ›linke‹ Genealogie des Umweltschutzes konstruieren. Zudem nahm sich in der Realpolitik auch das ›rechte‹ Parteispektrum zunehmend des Themas an (vgl. Sieferle 1991, 273). Nicht von der Hand zu weisen ist vor allem aber auch, dass sogar größte Umweltzerstörungen interessantere Natur hervorbringen als dem Naturschutz eigentlich lieb sein kann. Angesichts dieser vielschichtigen politischen Situation reduzierten beide Lager der Freiraumplanung die Komplexität der Problemlage durch ostentatives Eintreten für eine vermeintlich klare Sache und wähten sich damit moralisch unangreifbar. Die Folge ist ein Dogmatismus, der zum einen eine inhaltlich unsägliche Geschichtsschreibung (Hannover) hervorbrachte und zum anderen in eine Fundamentalopposition gegenüber ›dem System‹ (Kassel) mündete. Erstere ist wissenschaftlich und praktisch für die Planung irrelevant. Zweitere führte in Verbindung mit der Kultivierung der antielitären Position, die beste Planung sei aufgrund der Notwendigkeit minimaler Eingriffe eigentlich gar keine, letztlich ins disziplinäre Abseits.

Auch wenn manche Forderung der Freiraumplanung mittlerweile kulturelles Allgemeingut geworden ist, wie die Akzeptanz des alltäglichen Nutzungsverhaltens in Parks, sind die idealistischen Träume einer Gesellschaftsveränderung ausgehend von einer Aneignung der Freiräume allenfalls bedingt Realität geworden. Es ist nicht einmal klar, ob wirklich die Freiraumplanung Verhaltensänderungen bewirkt hat, die in Richtung einer Demokratisierung der Freiraumnutzung wirkte, oder ob sie nicht einfach nur den allgemeinen Zeitgeist im eigenen Fach abbildete. Für letzteres spricht, dass erstens die »Besitzergreifung des Rasens« (Grzimek) seinerzeit auch in der Landschaftsarchitektur Programm war. Zweitens konnte die Freiraumplanung der mit einer weiteren Änderung des Zeitgeistes einhergehenden Reformierung der Landschaftsarchitektur und damit der künstlerisch geleiteten Gestaltung in den 1990er Jahre nichts mehr entgegensetzen. Design und Gestaltung waren jetzt keine anrühigen Begriffe mehr und der Appell an politisch korrekte Werte im fachinternen Deutungskampf nur noch eine stumpfe Waffe.

Mitunter wurde zwar noch eine fundierte Kritik an der gängigen Landschaftsarchitekturpraxis formuliert, wenn man auf weltanschauliche Bekenntnisse weitgehend verzichtete und nüchtern schaute, was die Nutzer von Freiräumen erwarten, wie von Tessin (2008). Das änderte jedoch nichts daran, dass sich die dominant werdende Landschaftsarchitektur zunehmend auch die Freiraumplanung als Tätigkeitsfeld einverleibte. Daher liefen die Hannoveraner Protagonisten eigentlich nur noch dann zur Hochform auf, wenn sich die Gelegenheit ergab, noch einmal das eigene ›richtige Bewusstsein‹ und die ›persönliche Betroffenheit‹ zu demonstrieren, etwa angesichts der von den Umwelthistorikern Joachim Radkau und Frank Uekötter ausgerichteten Tagung Naturschutz und Nationalsozialismus, wo Joachim

Wolschke-Bulmahn ein Auftritt verwehrt wurde (vgl. Radkau und Uekötter 2003 oder in der Heimatdebatte Schütze 2007a, 2007b, dazu kritisch Eisel 2007b; 2007c). Dann wurde den Gegnern Verdrängung und Verharmlosung der Fachgeschichte und revisionistische politische Absichten vorgeworfen (vgl. Gröning und Wolschke-Bulmahn 2006). Doch hatte das Ganze nur noch Ritualcharakter, der vielleicht noch in Teilen des eigenen Fachs, z.B. aber nicht mehr in der Disziplin Umweltgeschichte verfangen. Die Reste der Kasseler Schule haben sich hingegen, wie erwähnt, in der AG Freiraum und Vegetation eingemauert.

Von dieser Schule arbeiten einzig der mittlerweile »exkommunizierte« Florian Bellin-Harder und Frank Lorberg weiter an einer kritischen Auseinandersetzung mit den Themen Ökologie, Naturschutz, Ästhetik und Gestaltung und Denkmalschutz, auch wenn sich letzterer schwertut, die konservativen Anteile im Selbstverständnis seiner Schule anzuerkennen. So ordnet er die Freiraumplanung stärker als den Heimatschutz dem liberalen Weltbild zu, weil sie »unter der emanzipatorischen Perspektive eines selbstbestimmten Lebens die räumlichen Bedingungen von Handlungsmöglichkeiten thematisiert« (Lorberg 2012, 71). Er unterscheidet die sozialwissenschaftliche Orientierung der Freiraumplanung Hannoveraner Prägung von der gebrauchorientierten der Kasseler Schule, welche

»durch den Bezug auf die lokale Ausprägung von Nutzungen und die Orientierung an Nutzungsspuren das Konzept der Eigenart in besonderer Weise mit dem Anspruch auf Autonomie im Gebrauch und damit innerhalb des liberalen Weltbildes berücksichtigt. Aus diesem Bezug auf konträre Weltbilder resultieren letztlich logische Widersprüche und die Frage, was diese für die Freiraumplanung bzw. für das Konzept der Eigenart in der Freiraumplanung bedeuten.« (Ebd., 71–72)

Dabei hat Lorberg insofern Recht, als man in der Betonung individueller Autonomie ein aufklärerisches Element sehen kann. »Emanzipation« als Wert passt zwar auch in das liberale Weltbild, in dem vorzugsweise die Durchsetzung eigener materieller Interessen eine Rolle spielt. Doch ist im Konzept der Kasseler Schule weder die alleinige Verwirklichung von individuellen Nutzenkalkülen vorgesehen, noch die freie Konkurrenz der Einzelnen am Markt. Auch werden Natur, Landschaft und Architektur nicht vorrangig unter Funktions- und Effizienz kalkülen betrachtet, sondern es wird mit der konkreten Lebenswelt eine Kategorie eingeführt, die Gemeinschaftlichkeit verbürgen soll. Daher sprach man auch nicht von Nutzen und Funktion, sondern von *Gebrauch*, bezog sich also auf den Gebrauchswert der Freiraumausstattungen. Das wurde dadurch verstärkt, dass dieser Begriff anbindungsfähig an die wertkonservative Haltung der Kasseler Schule war, denn Gebrauch ist stärker als der des Nutzens mit *Gebräuchen*, d.h. mit lebensweltlichen Traditionen verbunden und erklärt das Interesse an einer alterungsfähigen Freiraumausstattung, die bewährter Teil täglicher Routinen ist. Damit bezieht sich »Gebrauch« auf eine Form

von vorwissenschaftlichen Kenntnissen, die in den Augen der Schule als kundige, d.h. praktisch versierte und traditionsbewusste Nutzungserfahrung in der Lebenswelt vorhanden ist. Daher kann von einem liberalen Weltbild der Kasseler Schule keine Rede sein.³⁴

In der Hannoveraner Variante hatte Nohl in seiner Dissertation (vgl. Nohl 1980) wiederum eine alternative Kulturkonzeption vorzulegen versucht, die der Autor in seiner eigenen Doktorarbeit mit den folgenden Worten einführte:

»Kultur« als organische Integration des Individuums in sinnhafte Ganzheiten mit einem eigenen ›Wesen‹, wie die Landschaft, das Volk und die Rasse, soll wie bei den anderen Vertretern der Freiraumplanung durch die *Emanzipation* des Individuums von solchen Ganzheiten ersetzt werden, weil sie als ideologische Konstrukte eines antiaufklärerischen und autoritären Selbstverständnisses aufgefaßt werden. Das bedeutet nicht, daß wie im liberalen Denken ein schrankenloser Individualismus vertreten wird. Auch von Nohl wird die Gemeinschaftlichkeit menschlicher Existenz betont, weil sie die Voraussetzung für Geschichte und die Schaffung einer Kultursphäre sei, insofern beides durch gesellschaftliche Arbeit im historischen Prozeß als Ablösung von den konkreten Naturzwängen entsteht. [...] ›Gemeinschaft‹ wird hier [...] als *Kooperation* und *Solidarität* zwischen *freien* und *gleichen* Individuen verstanden.« (Körner 2001b, 293)

Diese Werte gelten sicherlich auch für die Kasseler Schule. Im Gegensatz zu Nohl führte sie aber ihr Gesellschafts- und Kulturverständnis nie explizit aus, sondern verwies immer auf die Existenz und empirische Geltung praktisch bewährter Beispiele von Freiraumorganisationen und Nutzungsansätzen. Die Lebenswelt ist dann im Sinne von Alfred Schütz die Welt des Alltags, in der sich jedermann fraglos bewegt und in der die Routinen, über die nicht weiter nachgedacht wird, stattfinden (vgl. Schütz 1974 und entsprechend Böse 1981, 143–162; Bellin 1999, 161–162). Hier formieren sich auf Erfahrung basierende Sinnzusammenhänge, die letztlich Orientierung bei Handlungen geben. Derart alltagsweltliches Erfahrungswissen kann vieles umfassen, sowohl im städtischen als auch im ländlichen Umfeld, beispielsweise im Olivenanbau (vgl. Plath 1999), bei der Pflege von Pferdeweiden (vgl. Poguntke 1999) oder bei der Organisation von Straßen mit ihrer Vegetationsausstattung (vgl. Bellin 1999). Man glaubte aus derartigen empirischen Beispielen ›objektive‹ Maßgaben für planerisches Handeln herauslesen und damit die Diskussion der eigenen Werte vermeiden zu können. Dieser Fehlschluss erinnert an das Selbstverständnis instrumenteller Planung und insbesondere an den ökologisierten Naturschutz, wo aufgrund des ›sachlichen Problembezugs‹ die Reflexion der eigenen Werte nicht vorgesehen ist.³⁵ Die unbedingte Achtung der konkreten

34 Zum liberalen Weltbild vgl. Kötzle (1999).

35 Vgl. Kap. 1.4.2.

Lebenswelt schien nicht nur nötige Selbstreflexion zu erübrigen, sondern auch als Versicherung gegen technokratische Tendenzen zu dienen. Da Planung aber nie völlig neutral ist und immer auch bewertet und normiert, entstand ein Widerspruch zwischen freiraumplanerischen Regeln, die von Experten aufgestellt werden, und der Autonomie der Menschen, für die man handeln wollte (vgl. Bellin-Harder 2017). Lorberg betont daher, dass immer vom individuellen Fall auszugehen sei, der dann also hermeneutisch verstanden werden muss, um in diesem Rahmen dann zu allgemeinen Aussagen kommen zu können.

»Damit setzt gebrauchorientierte Planung anders als der Funktionalismus *nicht* bei universell gültigen Regeln für eine funktionsgerechte Planung an, sondern verlangt bei der *besonderen* Art und Weise, wie der Gebrauch an einem *bestimmten* Ort realisiert wird, anzusetzen und aus den empirisch zu beobachtenden Nutzungsspuren die Regeln für den Planungsfall abzuleiten.« (Lorberg 2012, 72)

Die in einer hermeneutischen Interpretation des lebensweltlichen Sinns von materiellen Gebrauchsspuren gewonnenen Regeln (vgl. ausführlich Hard 1995) sollen dann helfen, den Gebrauch der Freiräume zu verbessern. In diesem Rahmen soll auch für die Natur gesorgt werden, ohne sich aber explizit auf die weitere Ausgestaltung räumlicher Eigenart und Vielfalt zu richten (vgl. Lorberg 2012, 73), wobei dies mit jenem möglichst wenig in vorhandene Raumqualitäten eingreifenden Vorgehen implizit dann doch geschieht. Der Unterschied zur Landschaftsarchitektur liegt aber darin, dass dies nicht im Rahmen eines künstlerischen Aufgabenverständnisses passieren soll. Damit soll mit dieser dem individuellen Fall gegenüber ›verständigen‹ planerischen Vorgehensweise weder ›kantig‹ Originalität verwirklicht werden, noch metaphysischer Sinn gestiftet werden,³⁶ obwohl die Lebenswelt eine Art überindividuelle Institution darstellt, in der sich auf Erfahrung basierende Sinnzusammenhänge herausbilden, die dem Einzelnen vorgegeben sind und ihm Handlungsorientierung geben. Die sich dabei herausbildenden und durch die Planer nur zu unterstützenden konkreten Eigenarten werden aber nicht verallgemeinert, sondern immer als *kontingente* verstanden, die unter Berücksichtigung von Nutzungstraditionen neu ausgehandelt werden müssen:

»Eine relative ›Eigenart‹ als Ergebnis eingespielter und sozial ausgehandelter Nutzungen ist zwar weiterhin geschichtlich geworden, bleibt aber nicht mehr auf die Idee der Vollkommenheit bezogen, sondern ist in unterschiedliche Richtungen entwickelbar. Aus dieser Perspektive auf die lokalen Besonderheiten folgt, dass aus einem autonomen Prozess der Aneignung von am Ort verfügbaren Ressourcen auch zukünftig Eigenart hervorgehen kann, wenn sich mit der neu eingespielten

36 Vgl. Kap. 4.1.2, 4.1.3.

Nutzungsweise eine sozial verbindliche Idee, ein kulturelles Sinnangebot verbindet.« (Lorberg 2012, 73)³⁷

Es gibt also keine übergeordnete sinnbehaftete Eigenart wie im konservativen Weltbild, auch wenn die Lebenswelt eine überindividuelle Institution darstellt, weil der ›Sinn des Lebens‹ vor allem in den einzelnen sozialen Aneignungshandlungen besteht. Und doch sind die »relativen Eigenarten« historisch »gewachsen«, sodass sich die Vermittlung aus konservativen und aufgeklärten weltanschaulichen Elementen sowie von naturalistischen und sozialen Komponenten in der Konzeption der Kasseler Schule weitgehend jenem gesuchten »sozialen Naturideal« (Radkau) annähert. Als solches ist es in der Lage, die kulturelle Determination der Landschaftswahrnehmung zu integrieren, ohne dass konservativen Bedeutungshorizonte dominant werden und zu einem undemokratischen Gesellschaftsverständnis führen. Damit ist festzuhalten, dass die Kasseler Schule weniger an ihrem Konzept gescheitert ist, als vielmehr an der ideologischen Verbohrtheit ihrer Protagonisten. Dass lediglich Hard als einziger von außen kommender Autor in der Schriftenreihe der AG Freiraum und Vegetation publizieren durfte, ist nur ein Ausdruck davon.

Wie erwähnt, war die Selbstmarginalisierung der Freiraumplanung die Bedingung ihrer Übernahme durch die Landschaftsarchitektur.³⁸ Damit wächst die Gefahr, dass sie sich auch deren Vermarktungsstrategien anschließt, für die eine pompöse Simulation tiefgängiger Theoriebildung kennzeichnend ist.³⁹ Anzeichen dafür gibt es leider. So hätte man von Stefanie Hennekes Ausführungen über Freiraumplanung in einem Handbuch über ›Landschaft‹ erwarten können, dass hier nicht nur eine genauere aktuelle Positionsbestimmung vollzogen wird, sondern auch weitergehende programmatische und methodische Perspektiven aufgezeigt werden. Statt dessen wird lediglich der von Bellin-Harder (2017) dargelegte Widerspruch zwischen dem mit dem Begriff Freiraum verbundenen metaphorischen

37 Das gilt aber nur für kulturelle Eigenart, während die Eigenart von Vegetationsbeständen, die wesentlich ist, um die Potenziale von Freiräumen zu bestimmen, durchaus am Kriterium der Vollkommenheit gemessen wird, nämlich dann, wenn festgestellt wird, ob eine Pflanzengesellschaft ihr vollständiges Arteninventar aufweist, oder nicht.

38 Damit kann auch der Eindruck entstehen, die Freiraumplanung arbeite methodisch primär mit dem Entwurf, wie Berr meint (vgl. Berr 2016b, 145). Das ist jedoch ein Irrtum bzw. dieser Beliebigkeit geschuldet, denn ursprünglich hatte sich die Freiraumplanung als *Planungsdisziplin* gegen das (künstlerische) Entwerfen gerichtet. Es gibt dennoch gute Gründe, diese Distanz zum Entwerfen zu überwinden, weil – wie Migge schon wusste – jede räumliche Organisation von Nutzungen auch in eine gestalterisch befriedigende Form gebracht werden muss. Allerdings müsste das dann theoretisch neu im Verhältnis zur Gebrauchsorientierung begründet werden.

39 Vgl. Kap. 4.1.3.

Versprechen von Autonomie der ›Betroffenen‹ und normierender Planung durch professionelle ›Experten‹ zwar aufgegriffen, aber wortreich nichts dazu gesagt:

»Das mit Robert Musils Mann ohne Eigenschaften zu durchdenkende dialektische Potential des Begriffs, der das Assoziationsfeld von ›Freiraum‹ – als Raum der Freiheit und der nicht begrenzten Möglichkeiten – an ›Planung‹ – als rationaler, auf Zielerreichung in der Wirklichkeit orientierter Tätigkeit – koppelt, harrt bisher noch der Thematisierung.« (Hennecke 2019, 226)

Das hätten auch andere namhafte Autoren der akademischen Landschaftsarchitektur nicht schöner formulieren können und man fragt sich, weshalb Hennecke diese ›Thematisierung‹ nicht angeht.⁴⁰

Eine Anpassung an die Selbstdarstellung der Landschaftsarchitektur wird auch dadurch erleichtert, dass der Begriff Freiraum im Gegensatz zu dem der Landschaft ohnehin so allgemein gehalten ist, dass er beliebig anderweitig besetzbar ist. Diese Beliebigkeit bedeutet aber *nicht*, dass vom Ansatz her jenes »soziale Naturideal« entwertet wäre. Denn sowohl durch die Situation der Kommunen, deren Gestaltungsmacht durch mangelnde Finanzmittel rapide abnimmt, als auch durch die Existenz einer Bevölkerung, die zunehmend weniger bereit ist, Politik ›von oben‹ hinzunehmen und sich deshalb in politische Entscheidungsprozesse bezüglich ihrer konkreten Lebensumwelten einmischt, ändert sich die Form von umsetzbarer Planung. In keinem Fall wird man hier dauerhaft mit Leerformeln und überzogenen Geltungsansprüchen bestehen können. Daher sind die Landschaftsarchitektur, die gerne mit eindrucksvollen Entwürfen beeindrucken will, und die Freiraumplanung denkbar schlecht auf die Notwendigkeiten demokratisch legitimierbarer Planung vorbereitet. Eine Beschäftigung mit Planungsansätzen ›von unten‹ sowie mit der Aufgabe, wie im Rahmen der Zusammenarbeit mit der Bevölkerung Planung und Gestaltung umsetzbar sind, ist daher unabdingbar.

Ein entschiedenes laienhaftes Engagement artikuliert sich z. B. seit einiger Zeit im *Urban Gardening*, das zu allerlei Versuchen einer praktischen Beheimatung in den unwirtschaftlichsten Situationen führt. Diese Versuche erschienen lange Zeit als reine Mode, doch tauchen hier alte Motive in neuer Form wieder auf, insofern ›Raumpioniere‹ – oft in Verein mit künstlerischen und sozialen Experimenten (Anwohnerinitiativen, Flüchtlingsprojekte etc.) – aufgegebene Flächen wieder nutzbar machen und sich konkret in Planungsprozesse einmischen. Getragen wird die Bewegung offensichtlich durch eine Sehnsucht nach mehr Autonomie im eigenen Lebensumfeld und einem Misstrauen gegenüber konventioneller Landwirtschaft, Lebensmittelindustrie, immer weiter forcierten Modernisierungsprozessen und sonstigen un-

40 Mit der Aufgabe ihrer Professur zum Wintersemester 2021 hat Hennecke zumindest für sich entschieden, dies nicht mehr zu tun.

durchschaubaren, scheinbar alternativlosen systemischen Zwängen von Politik und Wirtschaft. Dass in diesem Kontext die Wahl auf das Gärtnern als alternative Praxis fällt, verwundert nicht. Denn hier setzt man sich konkret mit Natur als ursprüngliche Produktivität (*natura naturans*) auseinander, sodass sich beim Gärtnern eine Korrespondenz zwischen innerer und äußerer Natur ergibt. Damit sind Ideenelemente angesprochen, die die landschaftsgärtnerische Tradition schon lange prägen und sich z. B. in Migges funktionalistischer Gartentheorie als Ideal eines friedlichen Pionierwesens, das die innere Kultivierung des Landes betreibt, wiederfinden.

Dieses Ideal könnte der Landschaftsarchitektur Orientierung bieten, wenn sie mit der Bearbeitung der funktionalen Anteile ihres Gegenstandes ernst machen würde. Allerdings würde das zu einer Relativierung ihres künstlerischen Anspruchs führen, die schon Migge ins Gespräch brachte. Mit dem *Urban Gardening* ändert sich somit zwar die Art und Weise des Gärtnerns, die durchaus auch modisch stilisiert wird, nicht aber sein grundlegendes Motiv: Man will gegenüber der Maschinerie der ›Systemwelt‹ die eigene Produktivität kennenlernen – und dies mit sparsamen Mitteln, nämlich mit dem Re- und Upcycling ausrangierter Güter. Daher ist, wie schon einmal beim ›ökologisch‹ motivierten Naturgärtnern, nur aus anderen Gründen, die handwerkliche und gestalterische Perfektion eher zweitrangig.⁴¹ Daher sehen die neuen urbanen Gärten vielerorts so ›wild‹ improvisiert aus. Dennoch haben sie einen neuen Stil der Freizeitmöblierung hervorgebracht, nämlich das Paletten-design von Freizeitmöbeln und Hochbeeten, die man in dieser Form mittlerweile auch in den Baumärkten kaufen kann: Was also in so manchem professionellen Gärtner ein fachliches Unbehagen weckt, die mitunter aus der Not geborene, oft aber auch gewollte chaotisch wirkende Zusammenwürfelung von wiederverwendeten Materialien, provisorischen Parzellen, Pflanzkübeln und Bauwerken sowie die häufig ungeordnet angebauten Zier- und Nutzpflanzen, ist daher Programm. Hier wird die Landschaftsarchitektur als Ratgeber und Dienstleister benötigt, wenn sie überhaupt noch angefragt wird, oder aber als räumlich ordnende Instanz auf kommunalen Auftrag, damit die Dinge nicht ausufern.

Für eine derartige beratende Rolle ist aber eigentlich die Kasseler Schule prädestiniert, sodass ihr Ansatz in modernisierter Form zukunftssträftig wäre. Im Gegensatz zur Interpretation Hennekes, die suggeriert, die sozialwissenschaftliche Orientierung der Hannoveraner Ausrichtung der Freiraumplanung sei die einzige Form der Verwissenschaftlichung in der Freiraumplanung (vgl. Hennecke 2019), verband die Kasseler Schule eine soziale Orientierung, die Schütz folgte, kombiniert mit dem vegetationskundlichen Ansatz von Tüxen, der in Bezug auf städtische Lebenswelten und Naturbestände operationalisiert wurde. Naturalistisch-ökologische und soziale Perspektive wurden so schlüssig miteinander verbunden. Dieser

41 Vgl. dazu z. B. die Pflasterungen in Le Roy (1978).

Differenzierungs- und Konkretisierungsgrad bildet das Fundament der Praxistauglichkeit des Ansatzes, der es weiterhin ermöglicht, aktuelle Probleme zu bearbeiten, wie den Pflegenotstand im öffentlichen Grün, die Anpassung der städtischen Vegetation an den Klimawandel und, ebenfalls vermittelt über ihre Art von Pflanzenverwendung, die Bekämpfung des Rückgangs von Insekten- und Vogelarten wenigstens in den Städten. Freiraumplanung und funktional orientiertes Entwerfen wären daher zu verbinden, nicht um primär ein »Auskundschaften neuer Welten« (Sieverts) so voranzutreiben, dass die Leute durch »sperrige Gestaltungen« (Weilacher) provoziert werden, sondern um pragmatisch visuell und praktisch ausformulierte Entscheidungsalternativen für räumliche Situationen vorzulegen. Entwerfen wäre dann keine geschmäckerlich in sich kreisende *l'art pour l'art*, sondern müsste mit solidem alltagspraktischem und vegetationskundlichem Wissen sowie mit einem differenzierten Bewusstsein der kulturellen Bedeutungen von Natur, Landschaft und Stadt sowie von Arten- und Biotopen gekoppelt werden.

Ein solches funktionales Entwurfsverständnis bietet, wie erwähnt, Migges Gartentheorie, die auf Selbsthilfe, Anerkennung der Kompetenz der Laienschaft in Verein mit einem kulturell arrivierten Anspruch baut. Sie ist eine leider *bis heute noch nicht richtig verstandene Anregung*, obwohl man sich in der Freiraumplanung immer auf ihn beruft. Zwar gilt er als progressiver Planer, er ist aber hauptsächlich wegen seines Eintretens für Selbstversorgergärten und wegen seines Beitrags zur Entwicklung der Komposttoilette als Vorreiter des ökologischen Landbaus (vgl. Vogt 2000, 30) oder des ökologischen Städtebaus (vgl. Haney 2010) in Erinnerung geblieben. Unbeachtet geblieben ist, dass die Theorie Migges die einzige schlüssige Alternative zu völkischen Deutungsmustern in der Landschaftsgestaltung darstellt. Dies begründet sich wesentlich darin, dass, wie wir im Folgenden sehen werden, der Begriff der Eigenart (oder des Charakters) durch den der *Typik* ersetzt wird. Die Differenz zwischen diesen beiden Begriffen leuchtet zunächst nicht ein, wurde doch anhand des Arten- und Biotopschutzes gezeigt, dass im gängigen Naturschutz die Begriffe *Typik* und Repräsentativität von Eigenart abgeleitet werden. Und nicht zuletzt gehört auch zur *cultura* der sorgsame Umgang mit dem Typischen. Da aber der Funktionalismus eine neue Lebenskultur im Industriezeitalter schaffen will, wird bei Migge der Begriff der *Typik* auf die Realität universeller industrieller Massenproduktion gegründet und der Wert der individuellen Entwicklung von Räumen uminterpretiert. Migge überwindet somit – wie Jackson, nur früher und wesentlich besser theoretisch fundiert – den zivilisationskritischen, antiurbanen und antidemokratischen Gestus des Heimatschutzes. Er liefert daher einer Landschaftsarchitektur, die auf der Suche nach einer modernen pragmatischen Begründung ihres Tuns ist, wesentlich interessantere Anregungen als ein vermeintlich neuer Landschaftsbegriff. Nur müsste sie dann bereit sein, ihre Idealisierung avantgardistischer Originalität, die sie gar nicht einlösen kann, zu überdenken.

